

# Über tirolischen Volkscharakter.

Von

*Dr. Ludwig v. Hörmann.*

## Eine volks- und sittengeschichtliche Skizze.\*)

### I.

Von einem tirolischen Volkscharakter kann man streng genommen ebenso wenig sprechen als von einem tirolischen Bauernhause, einer tirolischen Tracht, einer tirolischen Mundart. Hiezu fehlt schon ausser der gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung vor allem die Einheitlichkeit des Stammes, welche die Grundlage jedes Volkscharakters bildet. Nicht nur, dass in Tirol drei grosse Stämme, nämlich der bajuwarische oder bayerische, der schwäbisch-alemannische und der romanisch-italienische vertreten sind, treffen wir, bald in grösseren Beständen, bald nur eingesprengt, Bevölkerungsteile, welche keinem dieser drei Hauptstämme angehören und wenigstens vorderhand als Volksreste unbekannter Herkunft angesehen werden müssen. Wenn man ferner bedenkt, wie viele Völkerschichten in Tirol seit den ältesten Zeiten der Illyrer, Kelten und Etrusker übereinander lagen oder besser gesagt einander ablösten, dass bei der grossen Verästelung dieses Gebirgslandes selbst eine unterworfenen Bevölkerung in den Seitenthälern und in den hundert und hundert Berghöfen immer noch Unterschlupf und Fortexistenz finden konnte und sicher auch fand, wenn man endlich erwägt, dass Tirol fast durch ein Jahrtausend die grosse Durchzugsstrasse der Völkerhaufen nach Italien war,<sup>1)</sup> so darf man sich nicht wundern, wenn mit Ausnahme weniger Distrikte von einem einheitlichen Charakter der Thalbevölkerung, geschweige denn von einem einheitlichen Volkscharakter im allgemeinen nicht gesprochen werden kann.

Aber es fehlt auch die Einheitlichkeit des Klimas und der Bodenverhältnisse, welche bekanntlich einen so massgebenden Einfluss auf die Charakterentwicklung des einzelnen Menschen wie eines Volkes nehmen. Denn ausser dem Umstande,

---

\*) Nachstehender Aufsatz, der dem Hauptinhalte nach aus zweien vor einigen Jahren gehaltenen Vorträgen besteht und später bedeutend erweitert selbständig erscheinen soll, wurde absichtlich nur »Skizze« genannt, die auf keine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes Anspruch macht. Obwohl die Mitteilungen fast nur auf Eigenbeobachtung und langjährigem vertrauten Umgange mit dem Volke beruhen, werden sie doch in vieler Hinsicht der Ergänzung und Berichtigung bedürfen. Dies gilt besonders vom ersten, mehr ethnographischen Teile, der sich auch mit der Frage nach der Stammesangehörigkeit der tirolischen Bevölkerung befasst. Ein abschliessendes Urteil in dieser Hinsicht dürfte erst zu erwarten sein, wenn einmal das einschlägige Urkundenmaterial vollständig gesammelt und bezüglich seiner Verlässlichkeit geprüft, die Besiedelungszeit und -Art, sowie die Stammeszugehörigkeit der neuen Besitzergreifer klargestellt, der Wortschatz und die Eigentümlichkeiten der einzelnen Thaldialekte erforscht, die Berg-, Flur-, Orts-, Haus- und Personennamen aufgezeichnet (Tarneller, Schneller, Unterforcher, Heyl), die Sagen im Hinblick auf ihre typischen Gestalten und deren Namen, die Sitten, Bräuche und Meinungen, besonders die Rechtsanschauungen und Rechtsgewohnheiten (Sprichwörter und Rechtssprichwörter) sorgfältig untersucht und miteinander verglichen, ebenso die Boden- und wirtschaftlichen Verhältnisse einschliesslich der Art der Ackerbestellung und Fruchtgewinnung (Namen der Ackergerätschaften u. s. w.), endlich der körperliche und geistige Typus der Bevölkerung der einzelnen Thäler genau erforscht sein wird (Thalmonographien).

dass Tirol durch den gewaltigen Eisgürtel der Centralkette in zwei grundverschiedene klimatische Gebiete, den herben Norden und den milden Süden getrennt ist, wodurch die Lebensbedingungen gänzlich geänderte werden, zeigt sich nicht selten auch innerhalb eines dieser zwei Gebiete, ja selbst im nämlichen Thale eine solche Verschiedenheit und ein solcher Gegensatz der örtlichen Verhältnisse, dass selbst bei einer einheitlichen Bevölkerung eine Differenzierung des Charakters sich ergeben müsste.

Wer daher den tirolischen Volkscharakter kennen lernen will, kann denselben nur ruckweise in der Art betrachten, dass er offenen und unbefangenen Blickes von Thal zu Thal weiter wandert, bis ihn eingreifende Verschiedenheiten in der Eigenart der Bevölkerung belehren, dass er ein neues Charaktergebiet betreten hat.

Eine solche Wanderung mit landschaftlichen und ethnographischen Seitenblicken soll im nachstehenden versucht werden.

Die Reiseroute ergibt sich von selbst. Es ist das bekannte touristische Doppelkreuz: Erst von Osten nach Westen: Unterinnthal—Oberinnthal, dann direkt nach Süden: Wipptal—Eisackthal, dann wieder nach Osten: Pustertal, und endlich wieder nach Westen, beziehungsweise Nordwesten: Mittleres Etschthal, Burggrafenamt, Vinschgau.

Wir beginnen mit dem Unterinnthal oder dem sogenannten Unterland. Wohl keinem, der vom bayerischen Flachland, etwa von Rosenheim herkommend, Tirol betritt, wird der Eindruck entswinden, den das bei Kufstein sich öffnende Innthal auf ihn macht. Die Thalsohle, vom grünen Inn durchzogen, ist breit und fruchtbar, überall bebaute Gründe und saftige Wiesen, überall freundliche Dörfer, auf den Vorsprüngen stolz prangende Grossgehöfte, auf den Hügeln weissblinkende Kapellen. So weit das Auge gegen Westen schaut, erblickt es den Segen einer fruchtbaren Landschaft. Die Berge, nicht selten bis oben begrünt, ziehen sich in schönen Wellenlinien hin und zeigen freundliche, zum Teil kuppenförmige Gestalt; selbst dort, wo sie, wie z. B. beim Felsenstock des Kaisergebirges, unwirtlichen und wilden Charakter tragen, ist diese Schroffheit gemildert durch das Piedestal ausgedehnter Wälder und durch den Übergang breitstufiger Mittelgebirge.

Vom Hauptthal aber biegen südwärts wildschöne Seitenthäler, Brixenthal, Alpach, Zillerthal ein, die bis an den Eisgrat der Tauernkette reichend, in ihren Falten den Schatz des Älplers, die kräuterreichen Almen und kurzgrasigen Bergwiesen bergen.

Dieser Garten Nordtirols nun, wie man das Unterinnthal nicht mit Unrecht zu nennen pflegt, ist von einem Volksstamm bewohnt, dessen von Haus aus bevorzugte Veranlagung durch diese freundliche Heimstätte erst recht zur Entfaltung gekommen ist, nämlich vom bajuwarischen oder bayerischen. Wohl kommen in den Seitenthälern, besonders im hinteren Zillerthal und Alpach unleugbare Spuren einer von der bajuwarischen verschiedenen Bevölkerung vor, aber sie sind verschwindend gegen den Hauptstock, der sich von Kufstein bis in die Gegend von Innsbruck zieht und auch in den Nebenthälern Wildschönau, Brixenthal und vor allem Grossachen- und Leukenthal vorherrscht.

Der Unterländer ist unter allen Tirolern — vielleicht mit Ausnahme des Burggräflers — am glücklichsten veranlagt. Die Natur hat ihn mit einem durchschnittlich hoch gewachsenen, elastisch-kräftigen Körper ausgestattet, der beim männlichen wie beim weiblichen Geschlechte von seltenem Ebenmasse ist. Hervorragend schöne Männergestalten findet man besonders im Zillerthal, während edle weibliche Formen mehr im mittleren Unterinnthal und Grossachenthal zu treffen sind.

Die Sprache ist ungemein weich und wohlklingend, man kann fast sagen, singend; jede Härte ist abgeschliffen, jeder rauhe Kehllaut vermieden.

Dies macht sich vorzüglich beim Gesange geltend, der in keinem Thale Tirols so reich und voll ertönt. Es klingt und singt, jodelt und jauchzt im Unterland

allüberall, auf Wegen und Stegen, in Wald und Feld, im Thal und auf Almen. Der Unterländer ist eben eine ungemein heiter und fröhlich angelegte Natur, welchem Gemütszuge der gesunde Hausverstand, den er besitzt, nur mit Mühe die Zügel hält. Zeugnis von seinem Lebensmut und Lebensübermut geben das lustige Kirchweihfest — berühmt vor allem ist der sogenannte Zeller-Kirchtag im Zillerthal —, die grossen Bauernhochzeiten, an denen oft 3—500 Leute teilnehmen, die tollen Fastnachtsbelustigungen, alles Gelegenheiten genug, seinem zu frohem Lebensgenusse und gesunder Sinnlichkeit geneigten Wesen Nahrung zu verschaffen.

Dieser letztgenannte Hang spielt selbstverständlich beim Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander eine grosse Rolle. Man kann wohl sagen, dass in keinem Landesteil Tirols soviel geliebt wird wie im Unterinntal.

Dieser natürlichen Auffassung des Liebeslebens entsprechend gilt es für ein Mädchen als durchaus nicht schmachlich, ein, zwei, ja sogar mehrere uneheliche Kinder zu besitzen.<sup>2)</sup> Der Grund hiefür liegt ausser dem erwähnten leichtern Sinne der gemüthlichen Unterländer teils in der strotzenden Gesundheit dieser Naturmenschen, die bei der fetten und nahrhaften Milch- und Schmalzkost in der verhältnismässig geringen Arbeit und Anstrengung zu wenig Paralisierung und Ablenkung ihrer Kraftfülle finden, teils liegt er in den ländlichen Verhältnissen selbst, welche ein enges Zusammenleben oft vieler Knechte und Dirnen im selben Hofe bedingen und diesen bei den verschiedenen bäuerlichen Verrichtungen, besonders auf den Almen und Bergwiesen Gelegenheiten genug schaffen, frei die Zügel schiessen zu lassen, endlich wohl auch in den Erbschaftsverhältnissen, die den nachgebornen Söhnen nicht gestatten, ein eigenes Hauswesen zu begründen und zu heiraten. Im tieferen Unterinntal kommt noch ein Grund dazu, welcher im bäuerlichen Besitzverhältnisse gelegen ist. Mancher Bursche will s. Z. eine Frau haben, die sicher Kinder hat und sorgt daher vorzeitig für Nachwuchs, damit er, wenn ihm der Vater das Gut übergibt, schon bereits arbeitsfähiges Volk auf den Hof bringt. Solche aussereheliche Kinder werden dann im väterlichen Hause oder in dem seines Mädels aufgezogen. Es spielt also die soziale Arbeiternot auf dem Lande diesbezüglich auch mit.

Doch wie alles Schlimme auch sein Gutes hat, so ist es auch hier. Gerade die Umstände, welche die irregulären Auswüchse dieses Sinnlichkeitstriebes begünstigen, haben aus dem Unterländer einen äusserst gutherzigen, biedern und offenen und — ich betone dies ausdrücklich — uneigennützigen Menschen gemacht. Gewiss hängt die Entwicklung dieser schönen Charakterzüge auch damit zusammen, dass der Unterländer eigentlicher Bauer ist und verhältnismässig wenig »handelt«, ich meine, Geschäfte macht, also auch weniger in die Lage kommt, die Kunst des Übervorteilens auf Kosten des Charakters kennen zu lernen. Zufrieden mit dem allerdings reichen Ertrag ihrer Felder und Viehzucht, leben diese Phäaken Nordtirols ihr heiteres Leben weiter, beten und arbeiten nicht mehr, als notwendig ist, haben auch einen aufgeweckten Sinn für vernünftigen Fortschritt nebst allmählich erwachendem Stammesbewusstsein und bedauern nur das eine, dass sie in letzterer Zeit durch strenge Verordnungen und Strafen um ihr Hauptkirchweihvergnügen — das Raufen — gekommen sind.

Wenden wir uns nun von dem heitern Unterinntal mit Übergehung des mehr indifferenten weiten Thalbeckens von Innsbruck westwärts ins Oberinntal, so treffen wir landschaftlich und ethnographisch eine total veränderte Situation. Dort eine breite, mit prangenden Wiesen und Kornfeldern, ansehnlichen Marktflecken und Dörfern belegte Thalsohle, die Seitenthäler ebenfalls noch breit und fruchtbar, mit den Schätzen herrlicher Almen, hier im Oberlande die Berge kahl und schroff und wie drohende Riesenmauern Thal und Fluss einzwängend. Statt

der reichbegüterten Dörfer und stolz von den Höhen herabschauenden Einzelhöfe meist kleine verwahrloste Steinhäuser, da und dort an lawinensichern Böschungen eine ärmliche Hütte, der Boden mager und steinig, die Wälder, meist Föhren, dünn stehend und verkümmert.<sup>3)</sup> Darf man sich wundern, wenn auch der Bewohner dieses Bild der Natur widerspiegelt und aus diesen scharf gezeichneten Zügen uns oft die schleichende Sorge anzublicken scheint? Dazu kommt noch, dass der alemannische Stamm,<sup>4)</sup> der diese Gegenden bewohnt, ohnehin eine härtere und energischere Rasse ist.

Der alemannische Oberinnthaler oder Oberländer, wie er gemeiniglich heisst, bildet körperlich, geistig und gemüthlich den scharfen Gegensatz zum bajuwarischen Unterinnthaler, ja man kann sagen, dass die Charakterverschiedenheit beider, obwohl sie dasselbe breite, offene Thal bewohnen, viel grösser ist als z. B. zwischen dem Unterinnthaler und Hochbayern oder selbst Salzburger und Oberösterreicher. Diese Verschiedenheit kommt auch insofern zum Ausdruck, als zwischen dem Oberländer und Unterländer eine gewisse Animosität, man könnte fast sagen Rassenegnerschaft, herrscht. Sie wollen nichts voneinander wissen und sprechen auch nicht gut voneinander. Der Unterländer wirft dem Oberinnthaler Falschheit und Verschlagenheit vor und hänselt ihn wegen seiner »nothigen« (armseligen) Existenz; der Oberländer hingegen, der wohl mit etwas neidischem Auge auf seinen reicherbegüterten Thalnachbar schauen mag, wirft ihm hinwieder Beschränktheit, Leichtsinns und verschiedenes andere Schlimme vor, obwohl sie im Grunde beide gescheite und rare Kerle sind. Geistig und besonders künstlerisch begabter ist allerdings der Oberländer. Die Sprache des letzteren ist rau und herb und entbehrt jener Weichheit, welche die unterinnthalische Mundart so melodisch und einschmeichelnd macht. Statt der mouillierten Laute treffen harte Kehllaute, wenn auch nicht so stark wie in der Schweiz, das Ohr. Wenn die Unterländerin zu ihrem zudringlichen Buben sagt: »Gehst nid boid«, sagt die derbe Oberländerin: »Geascht it bold«.

Auch im Äussern sind Ober- und Unterländer nicht leicht zu verwechseln. Der Oberinnthaler ist nicht so gross und schön gebaut wie der Unterländer, sondern meist nur mittelgross, aber sein Körper ist flink und kräftig, sehnig und zäh wie die Wurzel der Legföhre. Die Züge sind nicht schön zu nennen, aber stark markiert, die Augen luchscharf, die Nase nicht selten kräftig gebogen. Hie und da trifft man indes auch hier hohe Gestalten mit edelschönem, fast klassischem Gesichtsschnitt; sie sind vielleicht herübergerettete letzte Reste der früheren romanierten Urbevölkerung. Der Gang ist meist nachlässig, die Haltung oft gebückt, wohl die Folge der schweren Arbeit und der Strapazen, denen der Körper oft schon in frühester Jugend unterworfen ist. Auch der weibliche Teil der Bevölkerung ist durchaus nicht schön, die Büste nicht entwickelt, die Zähne durch die schmalen Lippen häufig blossgestellt. Freilich muss auch hier wieder unterschieden werden. So trifft man z. B. im Ötzthal, in dem überhaupt ein ganz merkwürdiger Zweig des alemannischen Stammes herrscht, mitunter Prachtexemplare von Männern und Weibern, während der Typus des nur durch einen Gebirgskamm getrennten Pitzthales kleiner und schwächlicher ist.

Die geistige Begabung des Oberinnthalers ist, wie bemerkt, sehr gross. Gewiss trägt zu dieser Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten im weitesten Sinne des Wortes die missliche Lage bei, in der er beim steten Kampf mit der Natur leben und seinen Lebensunterhalt verdienen muss. Wie arm ist doch dieses Oberinnthal. Eine halbzerfallene Hütte, eine Kuh und ein kleines Äckerlein bilden nicht selten das Besitzthum für die gewöhnlich zahlreich mit Kindern gesegnete Familie. Ja nur zu oft fehlt auch dies, und eine Ziege muss das Hauswesen mit

Milch versorgen. Hunderte und Hunderte von Männern ziehen daher als Maurer, Zimmerleute und Stuccaturarbeiter in die Fremde, an den Rhein und nach Frankreich, die Mädchen als Schnitterinnen nach Bayern, selbst Kinder von sieben bis fünfzehn Jahren wandern im Frühling gruppenweise ins Allgäu, wo sie als sogenannte Schwabenlandkinder auf den Märkten von Kempten, Wangen und Tettang von den dortigen Bauern förmlich ersteigert und als Gänse- und Schweinehirten verwendet werden. Im Spätherbst, gewöhnlich um Martini, kommen sie mit einigen Gulden und einem geschenkten vollständigen Anzug, allerdings auch mit roten Backen wieder in die Heimat zurück.<sup>5)</sup>

Ein weniger erfreuliches Auswanderbild geben die sogenannten Dörcher oder Laniger, welche als die Zigeuner Tirols mit ihrem Karren, ihrem sogenannten Weibe und einer Schar verwahrloster Rangen als Obst- oder Geschirrhändler, in Wirklichkeit aber der grösseren Anzahl nach als vagabundierende Bettler landaus, landein ziehen, oft bis tief nach Kroatien und der Türkei, und nach Hause zurück gekehrt auf Gemeindeunkosten sich verpflegen lassen, während die emsigen Bewohner dem spröden Boden den kargen Lebensunterhalt abringen müssen.

Gerade diese Kargheit des Bodens, sowie die Unwirschheit der Naturgewalten hat dem Oberinnthaler jenen findigen Sinn, jene geschärfte Urteils- und zähe Willenskraft verliehen, die ihn vor allen Tirolern auszeichnet, und ward ihm ein Sporn zur Anspannung seiner physischen und geistigen Kräfte. So besitzt z. B. Oberinnthal, damit der trockene Boden ertragsfähiger werde, ähnlich wie Vinschgau und Nonsberg, ein Bewässerungssystem für seine magern Wiesen und Äcker, das fast an die entsprechenden Bauten der Römerzeit erinnert. Andererseits entwickelte der Umstand, dass er stets mit schwierigen Verhältnissen<sup>6)</sup> zu kämpfen und auf eigenen Füßen zu stehen hat, beim Oberinnthaler einen Selbständigkeitstrieb, der, unterstützt vom angeborenen Hange des Alemannen zur Freiheit und Ungebundenheit, für den Oberländer geradezu charakteristisch ist, leider aber neben dem Guten und Achtunggebietenden auch seine schlimmen Auswüchse und Folgen hat. Man kann diesen Hang zu möglichster Selbständigkeit und dieses trotzig Selbstgefühl ganz leicht durch die zwei Redensarten bezeichnen, welche als echt oberinnthalische diesen Charakterzug zum Ausdruck bringen. Die eine lautet: »It nachgebe«, die andere: »Salt regiere«. Ja,<sup>7)</sup> »nicht nachgeben« und »selbst regieren«, das entspricht so ganz dem Oberländer. Der Oberländer wird dir selten Recht geben, jedenfalls wird er sein Unrecht nicht eingestehen. Er ist daher, wie überhaupt der Alemanne, rechthaberisch, ein echter Disputier- und Streithänsel, so dass die Advokaten trotz der Armut des Thales ihre guten Geschäfte machen. Er lässt sich auch ungern in sein Handwerk und in sein Thun und Lassen hineinreden. Deshalb sucht er nach dem alten Spruche »Klein aber mein« vor allem sich ein Flecklein Erde, das er sein Eigen nennen darf, und wäre es nur so gross, dass er darauf stehen kann. Aber ihm gehört es und auf seinem Grund und Boden hat ihm niemand einzureden. Daher ist auch mit Ausnahme Wälschtirols die Güterzerstücklung nirgends im Lande so durchgeführt als im Oberinnthale. Ich kenne Häuser, besser gesagt, Stuben, die unter den Erben durch ein Kreidekreuz in vier Teile geteilt sind, von denen jeder ein anderes Geschwister zum Eigentümer hat. Wie sehr diese Aufteilung des Heimatgutes dem Verarmen des Volkes Vorschub leistet, brauche ich nicht zu sagen. Man vergleiche damit die ungeteilten Besitzungen der Unterinnthaler Bauern.

Es möchte daher auf den ersten Anblick befremden, dass bei solgearteter Charakteranlage der Oberinnthaler und unter sothanen kümmerlichen Verhältnissen sich ein halbwegs fröhliches Gesellschaftsleben und vor allem ein Gemütsleben entwickeln könne. Und doch ist es so. Auch die Dürftigkeit kann lachen und

herzlich sein, ja vielleicht gestalten gerade die Ärmlichkeit des Lebens und die Stunden der Anstrengung die Momente der Erquickung und Musse intensiver und genussreicher. Schwingt sich auch der Juchezzer des heimwandernden Gasselbuben nicht so oft und so übermütig durch die mondhellen, stillen Dorfgassen, so hört man doch auch im Oberland fröhliches Scherzen, Singen und Jubeln genug. Besonders ist es der abendliche Heimgarten, der Jung und Alt im Winter um die trauliche Kaminflamme (Kämigfeuer) versammelt. Nirgends, selbst nicht im heitern Unterinnthal, ist der Heimgarten, besonders der sogenannte Gunkelheimgart, zu dem die Mädchen mit ihren Rädchen und ihren Geliebten kommen, so belebt und fröhlich, wie im armen Oberland. Geht es auch bei solchen nächtlichen Zusammenkünften häufig sehr flott, ja nach städtischen Begriffen sogar ausgelassen lustig zu, wer wirft einen Stein auf Menschen, die sich den ganzen Tag und die ganze Woche von früh bis spät abrackern, wenn sie hie und da über die Schnur hauen. Die Begriffe von Sittlichkeit sind auf dem Lande und in der Stadt grundverschieden.

Im übrigen wird es mit dem Verkehr der Geschlechter im Oberinnthal äusserst streng genommen und das sittenpolizeiliche Vorgehen gegen gefallene Mädchen und noch mehr gegen die unschuldige Frucht eines unerlaubten Verhältnisses muss oft geradezu unmenschlich genannt werden. Es sei übrigens bemerkt, dass auch hierin in neuerer Zeit die allzugrosse Strenge einer milderer Auffassung Platz gemacht hat.

Das religiöse Bewusstsein ist beim Oberinnthaler sehr entwickelt und der Ausdruck desselben wahr und ungekünstelt. Vom Oberland kann man mit Hermann v. Gilm sagen:

»Dort, wo der Glaube eine Herzensblüthe,  
Noch keusch und schüchtern, weder fragt noch klügelt,  
Wo sich des Volks treuinniges Gemüthe  
Im Lächeln des Madonnabildes spiegelt.«

Diesem gläubigen Sinne ist es wohl auch zuzuschreiben, dass sich der Kunstsinne des Oberinnthalers mit Vorliebe auf religiösem Gebiete bewegt. Die Kunstanlage ist in der That bei diesem Thalbewohner sehr gross. Kein Thal Tirols hat so viele Kunstjünger aufzuweisen. Die Plastiker Zauner, Miller, Renn, Knabl, Trenkwalder; die Maler Koch, Schöpf, Stadler, Plattner, Math. Schmid, Gabl und Leittenstorfer sind sämtlich Oberinnthaler; darunter haben Zauner, Knabl, die beiden Klotz, die Maler Koch, Schöpf, Math. Schmid, Schretter ihre Namen weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgetragen.

So sehen wir den Oberinnthaler, obwohl an eine durchaus nicht glückliche Erdscholle gebunden, ja vielleicht gerade deshalb, nach verschiedener Richtung zu einer achtenswerten Eigenart entwickelt.

Dass infolge dieses entschiedenen Charakters beim Oberinnthaler gewisse, allen Tirolern zukommende Eigentümlichkeiten noch stärker hervortreten, als bei seinen Landsleuten diesseits und jenseits des Brenners, werden wir im zweiten Abschnitt sehen.

Nachdem wir die zwei wackeren Nachbarn des Innthals, den Unterländer und den Oberländer in ihren charakteristischen Zügen betrachtet, wenden wir uns brennerwärts, also südwärts, um auf dem nämlichen Gebiete die Bevölkerung des Wipp- und Eisakthales kennen zu lernen. Während beim bajuwarischen Unterinnthaler wie beim alemannischen Oberinnthaler die körperlichen und geistigen Rassenmerkmale, verbunden mit den aus Boden- und Lebensverhältnissen hervorgehenden Charaktereigenheiten vollständig klar zu Tage treten, ist es beim Wipp- und Eisakthaler fast nur die Mundart und zum Teil die Kleidung, die ihn als einen Bewohner dieses Doppelthales kenntlich macht. Welche Musterkarte von Gesichtstypen

liefert doch diese alte Völkerstrasse! Zwar der Grundtypus ist im Wippthale alemannisch-bajuwarisch,<sup>8)</sup> im Eisakthale bajuwarisch-romanisch, wenigstens bis gegen Klausen. Dazwischen aber treten zahlreich, besonders in der Gegend des Brenners, Gestalten und Physiognomien auf, die uns vollständig fremd anmuten.

Es darf diese Erscheinung nicht verblüffen.

Sollten die Züge der Langobarden, Heruler und Bajuwaren, die Scharen der Kreuzzügler, sowie die hin- und herwogenden Römerzüge, bis zu den Kriegsbataillonen der Gegenwart, die in die lombardische Ebene zogen, keine Spuren in der sesshaften Bevölkerung hinterlassen haben? Gewiss. Besonders, wenn man bedenkt, wie schwerfällig und langsam sich die Heermassen, vorzüglich des Mittelalters, über diese langgestreckte, an Verpflegungsmitteln arme Verbindungsstrasse von Nord und Süd bewegten. Dazu kommt noch das Strassengewerbe und vor allem das Bergwesen, das Leute mannigfachster Abkunft ins Land zog. So mag es zu erklären sein, dass wir in beiden genannten Thälern grosse und kleine Gestalten, Leute mit schönen und hässlichen, nichtssagenden und intelligenten Gesichtern bunt durcheinander gewürfelt finden. Am besten ist noch der Menschenschlag in der Umgebung von Sterzing, wo man kräftige und stattliche Gestalten antrifft.

Auch der Charakterzug des Geistigen und Gemütlichen ist in keiner Weise einheitlich. Bezeichnen wir es kurz durch einen Vergleich. Wie in einer grossen Fuhrmannswirtsstube an belebter Heerstrasse die Gesellschaft meist eine sehr gemischte ist, so macht auch die Bevölkerung des Wipp- und Eisakthales den Eindruck keines einheitlichen Stammes, sondern eines aus den verschiedensten Volkselementen allmählich herausgewachsenen Gemengsels. Dieser Typus herrscht auch selbst im Thalkessel von Bozen noch vor und zieht sich durch das untere Etschthal bis gegen die welschtirolerische Grenze, wenngleich hier der italienische Charakter in leiblicher und geistiger Hinsicht sich bereits geltend macht und zugleich noch Reste untergegangener Germanenstämme in Betracht kommen. Doch davon später mehr, wenn wir das obere Etschthal, Burggrafenamt und Vinschgau berühren.

Jetzt wenden wir uns vorderhand gegen Osten zum wildschönen, rauhen Pusterthal und seinen Bewohnern. Beide, Thal und Leute, gehören zu den interessantesten Studienobjekten Tirols. Das Pusterthal besteht bekanntlich gleich dem Wippthal, das sich in das Sillthal und Eisakthal scheidet, ebenfalls aus zwei in einer Längenachse hinlaufenden Thälern, aus dem Unterpusterthal oder Rienzthal und aus dem Hochpusterthal oder Drauthal. Doch ist die Wasserscheide — das grosse Toblacherfeld — ein so breiter Bergrücken oder richtiger eine Hochebene, dass man nur ein an- und absteigendes Thal vor sich zu haben meint. Hauptthal und Nebenthäler sind rauh und kalt, und die drückenden Gebirgsmassen der vereisten Centralkette im Norden und der kahlen Dolomitkolosse im Süden gewähren wohl dem Touristen und Sommerfrischler einen herrlichen Anblick, aber der Bewohner des Thales würde sie gewiss lieber mit etwas mehr fruchtbarer Bodenfläche vertauschen.

Dieses Pusterthal wird nun, wenn wir vorderhand von den Nebenthälern, besonders von den südlichen, absehen, nach allgemeiner Ansicht, die sich vorzüglich auf historische Zeugnisse stützt, vom bajuwarischen oder bayerischen Stamme bewohnt. Ich gestehe, dass ich mich zu dieser Anschauung sehr schwer bekenne. Allein die Ansicht, dass der Hauptstock der Pusterthaler Bajuwaren seien, ja dass, um mit Steub zu reden, »neben dem Unterinnthal in Pusterthal wohl das reinste bajuwarische Blut im heutigen Tirol sei«, ist unter den Ethnographen so verbreitet, dass ich als Laie kaum zu widersprechen wage. Wer aber diese gedrungenen Gestalten der Pusterthaler, besonders in der Bruneckergegend bis gegen Toblach, mit den Breitschädeln und meist dunklen Haaren, ansieht und mit den reinen



Bajuwaren, wie sie uns etwa in der Gegend von Kufstein und in Hochbayern begegnen, vergleicht, die Männer wie die Weiber, dem wird und muss eine durchgreifende Verschiedenheit sofort in die Augen springen. Sie muss umsomehr befremden, als die Lebensbedingungen des Pusterthalers von denen des Unterinntalers keinen durchgreifenden Unterschied aufweisen.<sup>9)</sup>

Diese körperliche und geistige Verschiedenheit im Typus fällt vorzüglich beim weiblichen Geschlecht auf. Wie grundverschieden ist die mehr untersetzte Gestalt der Unterpusterthalerin gegen die ihrer unterinntalerischen oder hochbayerischen Stammesgenossinnen! Ist es leicht denkbar, dass, selbst bei Anerkennung des grossen Einflusses, den sicher Klima, Bodenbeschaffenheit und Lebensweise auf körperliche Entwicklung nehmen, sich der ursprüngliche Stammtypus so verändern könne? Doch viel ausschlaggebender erscheint mir die innere Charakterverschiedenheit. Der Pusterthaler, besonders im Hauptthale, ist im Gegensatze zum Unterinntaler ein ernster, bedächtiger Mensch. Seine Reden sind klug überlegt; er spricht nie unbesonnen, wohl aber weiss er dem andern gern zu Gefallen zu reden, er schmeichelt auch nicht ungern. Insofern gleicht er mehr einem westlichen Landesbewohner, von dem wir bald hören werden. Es mag wohl sein, dass sein Hauptgeschäft, der Vieh- und Holzhandel, ihn etwas abgeriebener und geschmeidiger gemacht hat. Thatsache ist, dass die Pusterthaler nächst den Vinschgauern für die Klügsten im Lande gelten. Wie oft gönnte ich mir den Genuss, auf dem Jahrmarkt in Bruneck dem Gespräch zwischen Käufer und Verkäufer zuzuhorchen. Wie wurde jeder Einwurf des Käufers durch die Gegenrede des Verkäufers gleich paralytisch, bis sie endlich handelseins wurden. Es fehlt auch dem Pusterthaler jener Grundzug der Offenheit und Gemütlichkeit, welcher den Unterländer auszeichnet. Damit soll nicht ein Tadel ausgesprochen sein, sondern nur der Abgang eines Vorzugs, den der Unterinntaler besitzt. Das Misstrauen teilt der Pusterthaler mit den meisten Gebirgsbewohnern.

Ehe wir östlich weiter gegen Hochpusterthal vordringen, müssen wir noch einen Blick in ein Seitenthal des Pusterthales, in das langgestreckte Taufererthal werfen, das sich erst nördlich, dann nordöstlich in weitem Bogen um den mächtigen Stock des Hochfeners und Rieserfeners bis zu den Zillerthaler Eisbergen zieht. Hier treffen wir denselben kräftigen, dunkelhaarigen Stamm, ja, je mehr wir ins Ahrnthale, der Fortsetzung des Taufererthales, vordringen, desto energischer wird er. Und steigen wir ihm noch weiter über den Eisgrat hinüber nach in die Zillerthaler Gründe, Dux, Zemmgrund, Stillup, so können wir ihn bis in die Gegend von Zell verfolgen, wo er an die reinen Bajuwaren des äusseren Zillerthales grenzt. Hier kann nun jeder Besucher des letztgenannten Thales, ohne ins Pusterthal zu müssen, diese zwei — nach Ansicht der Ethnographen — identischen Zweige des bajuwarischen Stammes bequem nebeneinander sehen und studieren. Er mag sich dann auch die Frage vorlegen, wie es komme, dass schon im mittleren Zillerthal, wo diese dunkle Rasse beginnt, auch Ackerbestellungs- und Ernteverrichtungen und Gebräuche ganz anders sind wie im Vorderzillerthal und in den übrigen Thälern bajuwarischer Zunge, gleichwie der Charakter des Hinterzillerthalers von dem des Vorderzillerthalers nach jeder Richtung ganz verschieden ist, wohl aber eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem der Bewohner des Taufererthales und Vorderpusterthales aufweist. Ja, er braucht nicht einmal soweit zu gehen. Schon im Ahrnthale, dieser Fortsetzung des Taufererthales, wo doch, wie gesagt, nicht mehr der reine bajuwarische Typus vorherrscht, sondern der des hinteren Zillerthales, wird ihm diese Verschiedenheit sofort auffallen. Jedenfalls muss man, wenn man schon die Unterpusterthaler als Bajuwaren gelten lassen will, eine bedeutende Rassenkreuzung, sei es mit der bei der Einwanderung wenigstens im östlichen Teile vor-



gefundenen slavisch-wendischen, sei es mit der in den südlichen Seitenthälern und gewiss auch im Hauptthale noch sesshaften illyrisch-romanischen Bevölkerung,<sup>10)</sup> sei es endlich mit einem in dieses Thal zurückgedrängten oder später dahin gelangten andern germanischen Stamme — Langobarden? — Goten? Sachsen? Franken? wer weiss es — annehmen. Noch ein Ausweg bliebe übrig, um diesen nichtbayerischen Typus mit der geschichtlichen Überlieferung in Einklang zu bringen. Allerdings besetzten Bayern am Ende des 6. Jahrhunderts das Pusterthal. Aber was heisst Bayern? Bayern ist doch nur der Gesamtname für mehrere unter ihm begriffene germanische Völkerschaften, so der Markomannen, Quaden, Narister, zum Teil sogar Vandalen. Es wäre also immerhin denkbar, dass eine dieser andern bayrischen Völkerschaften die Besetzung des Pusterthales vorgenommen hätte.

Je weiter wir im Pusterthal gegen Osten vordringen, desto mehr begegnen wir den Merkmalen der slavischen Bevölkerung. Was von Niederdorf und Toblach, der Wasserscheide von Rienz und Drau, östlich liegt, trägt einen Tropfen slavischen Blutes in sich, was sich besonders beim weiblichen Teil der Bevölkerung in vorteilhafter Weise bemerkbar macht. Schönere Gesichtszüge, die dunkeln, kühn geschwungenen, sich zur Nasenwurzel neigenden Augenbrauen und die gestrecktere Gestalt geben der Hochpusterthalerin jedenfalls den Vorzug vor ihrer westlichen Nachbarin.

Wirklich zu bedauern ist es, dass auch hier noch, wenn auch nicht so sehr wie im Unterpusterthal, beim weiblichen Geschlecht die barbarische Sitte der Einpackung der Büste herrscht. Zwar das früher gebräuchliche, aus dünnen Holzschienen fabrizierte Mieder ist nun fast allorts abgekommen, aber nur, um einer nicht minder unpassenden Einpressung Platz zu machen. Die Pusterthalerin trägt jetzt drei, sage drei »Mieder-Leiblen« übereinander, von denen das innerste mit Watte gepolsterte den schweren Unterkittel, das mittlere den zweiten Unterkittel und das äusserste den hundertfach gefalteten, gewichtigen »Wifling«, dieses fast unglaubliche Monstrum eines Weiberrockes, zu tragen hat. Zu diesem Zwecke sind diese drei »Mieder-Leiblen« an den Kitteln, beziehungsweise am Rock fest angenäht, und müssen, um diese Last tragen zu können, eng schliessen. Darüber kommt erst noch die oben herüber dicht wattierte und ebenfalls fest zugeheftelte »Tschoap'n« (Jacke). Durch diese dreifache Einpressung wird die Brust beiderseits derart zusammengedrückt, dass die Büste vorn ganz brettflach erscheint. Man kennt daher eine Pusterthalerin — und in Innsbruck sind deren genug als Dienstboten zu sehen — sofort an der Haltung des Oberleibes und vorzüglich an der Vorbeugung der Schulterblätter. Wie entstellend und wie gesundheitsschädlich diese unsinnige, auch im Vinschgau herrschende Sitte ist, braucht nicht gesagt zu werden. Ganz irrig ist jedoch die allgemein verbreitete Ansicht, dass die Geistlichkeit diesen Unfug unterstütze. Ich weiss im Gegenteil, dass im Pusterthal wie im Vinschgau der Klerus oft genug den Versuch gemacht hat, demselben zu steuern. Es ist dies eine alte romanische Sitte, die Brust möglichst flach zu halten.<sup>11)</sup> Gewiss hängt diese Verbarrikadierung der weiblichen Reize auch mit dem sittsamen Charakter der Pusterthalerinnen zusammen, welche jedes Hervortreten der Brust, selbst bei alten Leuten als etwas nicht geziemendes ansehen.

Aber auch die Männer sind im Hochpusterthal grösser und schöner, und wer das Isel- und Kalserthal, wo überhaupt eine ganz eigentümliche Rasse lebt, besucht, begegnet fast durchgehends wahren Hünengestalten. Bemerkenswert verdient noch zur Charakteristik des deutschen Pusterthales, dass es gleich dem Unterinntal den Anforderungen der Neuzeit in politischer und religiöser Richtung einiges Verständnis entgegenbringt. Pusterthal ist, dank dem sparsamen, verständigen und spekulativen Sinne der Bewohner, ziemlich wohlhabend, in den letzten Jahrzehnten wurde auch der Fremdenzufluss zu einer bemerkenswerten Quelle des Wohlstandes.

Die Kunstanlage hat das Pusterthal durch die Schöpfungen eines Defregger und Hellweger u. a. sattsam dokumentiert.

Kehren wir nun wieder an den Eingang des rauhen, noch vollständig nördlichen Charakter tragenden Pusterthales zurück, so befinden wir uns im hellen Süden. Weinreben und Edelkastanien, leuchtend blauer Himmel und seidenweiche Luft sind die landschaftliche Signatur des untern Eisakthales von Brixen durch die Porphyrschlucht von Atzwang-Blumau bis zum weiten Thalkessel von Bozen, wo wir das sonnige Etschthal begrüßen. Die Bevölkerung trägt, wie wir schon weiter oben bemerkten, kein ausgesprochenes Gepräge, sondern muss als ein Gemisch aus den verschiedensten Stämmen betrachtet werden, nur dass in der Brixner Gegend der bajuwarische, im untern Eisakthal, besonders am Ostgelände, der romanische Charakter mehr durchschlägt. Man darf nicht vergessen, dass hier das Grödnertal mit seiner romanischen Bevölkerung ausmündet und dass also gewiss auch im Eisakthale selbst noch genug germanisierte romanische Volksreste zurückgeblieben sein dürften. Dies bezeugt auch das lebhafte Temperament, die Hast der Sprache und des Gebärdenspiels. Zugleich macht sich hier schon ein nicht wegzuleugnender Zug von religiöser Schwärmerei geltend, ein Hang zu pomphaften kirchlichen Festen, der zunimmt, je mehr wir gegen Süden vorrücken, während andererseits jede Spur profanen Volkslebens samt dem Volksliede vollständig verschwindet. Ebenso sind die Bewohner für politische Tagesfragen ziemlich unempfänglich. Gleichmässig spinnt sich ein Tag nach dem andern ab und nur grössere kirchliche Feste und Wallfahrten rütteln die Bewohner vorübergehend aus ihrem Alltagsleben.

Hier muss nun gleich auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden, der charakteristisch auch für die folgenden Partien ist. Während nämlich die Thalsole eine wohl zähe aber durchaus nicht schöne Bevölkerung zeigt, sind die breiten Höhenrücken, welche das Eisakthal begrenzen, von einem äusserst kräftigen und schön gewachsenen Menschenschlag bewohnt, der vornehmlich auf den westlichen Höhen entschieden germanischen Typus trägt. Es sind Leute mit freundlichem, zutraulichem Blick und von gastlichem Wesen. Am auffallendsten wird dieser Unterschied in der Bozner Gegend. Wenn man in Bozen an Markttagen die Gruppen von Bauern betrachtet, so kann man die Bergbewohner, die von Villanders, Ritten und Jenesien wiegenden Schrittes herabgestiegen sind, von den Thalbewohnern sofort unterscheiden. Von ersteren hat auch Meister Defregger die Modelle für sein »Letztes Aufgebot« genommen. Dies gilt nun in erster Reihe von jener grossen, vom Sarntal durchschnittenen Hochfläche, welche sich im Halbbogen, von Eisak und Etsch begrenzt, zwischen Brixen, Bozen und Meran ausdehnt, gegen das Passeiertal abfällt und jene hochgewachsenen Männer- und Frauengestalten aufweist, welche nach der Ansicht von Felix Dahn und Steub mit den Passeirern, Ultnern, kurz mit den Bewohnern des einstigen Burggrafenamtes gemeiniglich als Goten angesehen werden. Trifft sich dies nicht wunderschön. Das herrliche Meran mit seinem Kranze rebenbegrünter und burggekrönter Höhen, mit dem Hintergrunde kühnaufragender Berge, das schöne Burggrafenamt — das man den Garten des Etschlandes heisst —, dies sollte auch die Heimstätte der Abkömmlinge jener tapfern Gotenkrieger sein, welche der grosse Theodorich von Verona hieher gesandt, um das neugegründete Reich gegen die ansturmenden Barbaren zu verteidigen, oder vielleicht gar die Enkel jener Gotenhelden, welche nach dem Falle Roms und nach der unglücklichen Schlacht am Vesuv in die Berge geflohen seien und hier ihre neue Heimat gefunden hätten. Welchen romantischen Zauber webt diese Entdeckung um den villenreichen Kurort! Mit welch' andern Blicken betrachten wir jetzt den breitschulterigen Saltner (Weinhüter), wenn er uns in seiner wunderlichen Tracht, im grauen Lederwams mit dem unbeschreiblichen Hut und mit der Helle-

barde die »Tabakkreuzer« abfordert! Ja, wenn sich für diese Hypothese nur halbwegs eine stichhaltige Begründung finden liesse, ich würde sie mit Jubel begrüßen. Denn wer würde sich nicht freuen, in diesen hochgewachsenen Männergestalten mit den treuherzigen Augen, blonden Ringellocken, mit den schönen, edelgeformten Gesichtszügen Abkömmlinge des besten deutschen Stammes, der Helden, die »den Kampf um Rom« gekämpft, anzuerkennen. Und erst die Mädchen. Kein tirolisches Thal, selbst Unterinntal nicht ausgenommen, hat Gestalten von solchem Reiz, von solch' ruhiger Anmut aufzuweisen.

Die Bauern des Burggrafenamtes im engern Sinne sind nach meiner festen Überzeugung, trotz Dahn und Steub, keine Goten, sondern das, wofür ich sie immer hielt, entweder ein alemannischer Stamm, oder, was sich allerdings leichter sagen als beweisen lässt, Langobarden.<sup>12)</sup> Für erstere Annahme spricht der ganze Typus, die Volkstradition, die Sprache der alten Dorfrechte und Gemeindeordnungen, die Art, die Haare zu tragen, besonders beim weiblichen Geschlecht; sie tragen es aus der Stirne rückwärts gestrichen und durch eine Nadel festgehalten — und so noch mehr, bis zur Zipfelmütze der Meranergoten, ohne welchen Kopfschmuck man sich einen echten Alemannen oder Schwaben noch gegenwärtig ja gar nicht denken kann. Für die gotische Abkunft lässt sich, offen und trocken gesprochen, meines Erachtens nur ein haltbarer Grund anführen, auf den Univ.-Prof. Busson zuerst aufmerksam gemacht hat und der beim Vorhandensein noch anderer Beweisgründe wirklich beachtenswert wäre. Nach des Byzantiners Eunapius Bericht sollen nämlich die Goten τὰ σώματα βαρύτερα τοῖς ποσὶ, also die »Leiber für die Beine zu schwer« besessen haben, und dies ist in der That der Fall. Wer diese breitschulterigen reckenhaften Gestalten sieht, kann sich fast eines Lächelns nicht enthalten, wenn er damit dieses — man vergebe den Ausdruck — »schlechte Gestell« vergleicht.

Die Burggräfler, die uns die Meraner Schriftsteller Karl Wolf und O. Rudl so meisterhaft geschildert haben, sind ein ganz merkwürdiges Volk. Dieses mit solchem Reckentum kaum vereinbare unglaubliche Phlegma, diese unerschütterliche Ruhe und feierliche Gelassenheit in Gang und Handeln, diese für einen, der ein frisches Wort vom Munde gewohnt ist, ganz unbegreifliche Sprech- und Denk- — wollen wir sagen — Langsamkeit. Diese Erscheinung ist in der That rätselhaft und fordert die Frage nach dem Grunde heraus. Ist dieses Phlegma schon ursprüngliche Charaktereigentümlichkeit, oder haben Klima, Nahrung, Lebensweise und Beschäftigung diesen Zug erst entwickelt? Fast möchte man das letztere glauben. Man wird mich nicht missverstehen, wenn ich ganz offen kurz meine Meinung ausspreche. Der Meraner isst viel und trinkt — nicht wenig, die Arbeit bringt ihn auch nicht um, er macht nicht viel Bewegung, schläft unter schweren Federbetten u. s. f. Von der Leistungsfähigkeit eines gesunden Burggräflers im Essen und Trinken kann man sich anderwärts überhaupt gar keine Vorstellung machen. Andererseits ist der Burggräfler ein ehrlicher, braver und verlässlicher Mann, der zäh an seiner malerischen Tracht und alten Sitte hält, nicht viele Ansprüche macht und froh ist, wenn er viele Prozessionen und Scheibenschiessen mitmachen kann und die Zahl der Bauernfeiertage sich nicht vermindert. Wir müssen übrigens auch hier wieder Thalboden und Höhen, beziehungsweise Seitenthäler unterscheiden. Die Prachtgestalt, wie das geschilderte Wesen gehören vorzüglich den Höhen- und Seitenthälern, in erster Linie Passeier, an. In der Thalsole von Meran, überhaupt in der Thalsole des Etschlandes gegen Vinschgau, wohnt eine kleinere aber stämmigere Rasse, die schon unverkennbar romanischen Typus trägt. Derselbe verstärkt sich, je mehr wir uns dem bedenklichsten Bevölkerungsteile Tirols, den schlimmen Vinschgauern oder Bewohnern des oberen Etschlandes nähern, welches Thal und Volk wir zum Schlusse noch ganz kurz berühren wollen. Sollte sich unter den

geehrten Lesern ein Bewohner dieses genannten Gaues befinden, so möchte ich denselben höflichst ersuchen, seine Aufmerksamkeit auf einige Momente einer andern Lektüre zuzuwenden, da die hohe Aufgabe des Kulturhistorikers mir leider die traurige Verpflichtung auferlegt, rückhaltlos der Wahrheit Zeugnis zu geben. Die Vinschgauer, über deren Erschaffung der liebe Gott bekanntlich geweint haben soll, so verschlagen sind sie, stehen in ganz Tirol in einem verflucht zweifelhaften Geruche und wenn anders der Satz »des Volkes Stimme, Gottes Stimme« wahr ist, müssten wir in den Vinschgauern den Inbegriff aller Schlechtigkeit, die Essenz dessen, »was man so recht das Böse« nennt, erblicken. Schon das allgemein verbreitete Sprichwort: »Der Pusterer hat eine Kuh (Var. Ochsen) gestohlen und der Vinschger hat sie ihm herausgelogen«, verbunden mit einem ganzen Codex überlieferter Schandthaten und Schwindeleien, welche die Vinschger seit ihrer Erschaffung verübt haben sollen, beweist, dass gegenüber dieser Vinschgauer Rasse, mögen es nun Staudenvinschger oder Edelvinschger sein — denn in diese zwei Kategorien teilen sie sich selbst ein — Vorsicht zum mindesten geboten sei.

Nach diesem scherzhaften Intermezzo, das der geneigte Leser hoffentlich nicht missverstehen wird, sei wieder dem Ernst der Platz eingeräumt. Die Vinschgauer, welche ihre rätoromanische Abstammung, wenn dieselbe auch mit deutschen Elementen alemannischer Art versetzt ist, nicht verleugnen können und das romanische Idiom auch fast bis in die neueste Zeit bewahrt haben, gehören mit den Oberinnthalern zu den intelligentesten Bewohnern Tirols. In Kunst und Wissenschaft haben sie Erkleckliches aufzuweisen. Jedenfalls sind sie besser als ihr Ruf. Klug, berechnend, stets auf seinen Vorteil bedacht, mit trefflicher Zungenfertigkeit ausgestattet, ist der Vinschger Allen, mit denen er geschäftlich zu thun hat, weit überlegen und hätte deshalb auch nicht nötig gehabt, sich von Karl dem Grossen das Privilegium des Lügens zu erbitten. Die Vinschgauer haben insofern eine gewisse Charakterähnlichkeit mit den ebenfalls für pffiffig und verschlagen geltenden Nons- und Sulzbergern, die vielleicht mit ihnen gleichen Stammes sind.<sup>13)</sup> Diese geistige Überlegenheit — nennen wir sie geschäftliche Schlaueit —, in der an und für sich gewiss nichts Unehrenhaftes liegt, oder besser gesagt die Inferiorität der anderen, haben den Vinschgauern zu ihrem eigentümlichen Renommee verholfen. Von der alemannischen Aufpfropfung haben die unschuldig Gekränkten wenigstens Eines gelernt, den Sinn für Reinlichkeit, welche löbliche Eigenschaft sie am jüngsten Tage gegenüber den Anschuldigungen ihrer liebenswürdigen Landsleute an Inn und Etsch als kleines Verdienst in die Wagschale werfen können. Damit sei unsere Wanderung geschlossen.

## II.

Im vorangehenden Abschnitt haben wir gesehen, dass man im strengen Sinne von einem einheitlichen tirolischen Volkscharakter, wie derselbe in andern österreichischen Ländern, z. B. in Salzburg, in den deutschen Teilen von Kärnten und Steiermark und vor allem in Ober- und Niederösterreich zu Tage tritt, nicht sprechen könne, sondern dass sich unter dem Einflusse von Orts- und Stammesverhältnissen vier oder, wenn man will, fünf grosse Stammes- beziehungsweise Thalcharaktertypen herausgebildet haben, welche nach ihrem ganzen äussern und innern Sein grundverschieden und infolgedessen auch sofort erkennbar sind, nämlich der gemütliche und biedere Unterinnthaler, der ernste und verständige Oberinnthaler, der erwerbsinnige Pusterthaler, der kluge Vinschger, der bedächtige Burggräfler. Der Wipp- und Eisakthaler, sowie der untere Etschthaler bilden keinen besonderen Typus, sondern es zeigen die erstgenannten den Mischcharakter des bajuwarisch-alemannischen, die letztgenannten den des pusterthalerischen.

Sind nun aber auch diejenigen Züge und Eigentümlichkeiten, welche den Charakter eines Volkes ausmachen, bei der Bevölkerung Tirols nicht einheitlich vertreten, sondern in verschiedenem Ausmasse verteilt, so haben doch jahrhundertelange Zusammengehörigkeit, Gleichartigkeit der Lebensführung und Gleichheit der Lebensinteressen, Abgeschlossenheit gegen aussen und nicht zum mindesten die Bluttaufe einer ruhmreichen Vergangenheit nach und nach einen Gesamtcharakter erzeugt, der bei aller Verschiedenheit der tirolischen Stämme untereinander, das Gepräge einer einheitlich geschlossenen Bevölkerung trägt. Der beste Beleg hiefür ist wohl, dass man den Tiroler, sobald er die Grenzen seiner Heimat überschreitet, mag er aus was immer für einem Gau kommen, selbst in den Nachbarprovinzen sofort als Tiroler erkennt und zwar nicht etwa bloss aus seiner Tracht oder Sprache, sondern aus seinem ganzen Wesen und Charakter oder wie man hierlands sagt, aus seinem ganzen »Gelass«.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich nun den tirolischen Volkscharakter vorführen und zwar ohne Schönfärberei, mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Die Hauptmomente, welche den Charakter des einzelnen Menschen, wie eines Volkes ausmachen, sind erstlich physische Eigenschaften, sodann geistige und gemüthliche, ferner religiöse und moralische, wozu entfernter noch Lebensweise und Beschäftigung gehören.

Beginnen wir mit dem physischen Charakter des Tirolervolkes.

Die Tiroler gehören, wie durch die Untersuchungen des Hofrates Univ.-Prof. Dr. Toldt in Wien auf Grundlage der Stellungslisten, d. h. über die am Assentierungsplatze Erschienenen, klargelegt ist, der überwiegenden Mehrzahl nach dem grossen, zum Teil sogar dem sehr grossen Menschenschlage an. Das zusammenhängende Gebiet desselben umfasst den grössten Teil von Tirol in der Weise, dass die Grösse des Menschenschlages von Osten und Norden gegen Westen und Süden abnimmt. Es umfasst in Nordtirol das ganze Unterinnthal einschliesslich Zillertal, ausschliesslich Alpbach, das ganze tiefere Oberinnthal bis Imst und Reutte, sowie Stubai; im Süden das ganze Pustertal mit den Nebenthälern ausschliesslich Villgraten, ferner das mittlere Etschthal bis gegen Schlanders, den Meraner Bezirk mit dem Passeiertal, das Sarnthal, endlich das ganze Eisackthal von Bozen bis Sterzing ausschliesslich Gröden. Es dient hier die Höhe von 170—174 *cm* und von da aufwärts als Massstab. Der weitaus grösste Menschenschlag findet sich im Kalserthal, einem Seitenzweig des Iselthales, wo der Prozentsatz der Grossen 61 beträgt, kleine Leute überhaupt gar nicht vorkommen und selbst von den Mittelhohen keiner weniger als 165 *cm* aufweist. Der mittelhoh Schlag mit der Höhe von 160—169 *cm* kommt im Unterinnthal nur im Alpbachthal, im höheren Oberinnthal, im Gebiet von Landeck und Ried, ferner im Gebiet von Steinach im Wipptal, Taufers im Pustertal, endlich im Distrikt von Bozen, Lana, Kastelruth und im Grödenthal vor. Aber selbst in diesen Gebieten mittelhohen Schlages neigt sich der Prozentsatz mehr den Grossen zu.

Kleiner Schlag mit 155—159 *cm*, kurz unter 160 *cm*, findet sich, ausser in dem schon berührten Villgratner Thal, nur im obern Vinschgau, ferner auf dem Kalterer Mittelgebirge und das tiefere Etschthal hinunter in der Neumarkter Gegend bis Rovereto und Ala, sowie in den andern welschtirolischen Bezirken von Fondo, Fassa, Cembra, Civezzano und Vezzano. Desgleichen in Arco, Mori und Condino.

Was die Schönheit der Gestalt, Ebenmass des Wuchses und der Gesichtszüge anbelangt, so gehen diese Vorzüge in Tirol mit der Grösse nicht immer Hand in Hand. Schöne Männergestalten trifft man im Leukenthal, Prägratten, Zillertal und Dux, im vordern Ötztal, die schönsten vielleicht im Sarnthal, besonders in Pens und Dürnholz. Auch die Lienzer Gegend und das Kalserthal haben schön und ebenmässig

gewachsene Männer. Der Schönheit der Burggräfler, auch z. T. der Pusterthaler, thun einerseits die unverhältnismässig breiten Schultern, anderseits die nicht schönen und meist zu kurzen Beine Eintrag. Dasselbe gilt von den Passeirern und Leutaschern. Hingegen zeichnen sie sich durch edle Gesichtszüge aus. Überhaupt wird es kaum ein Land geben, in dem einem so scharf und verschiedenartig markierte Gesichter aufstossen. Es hängt dies ohne Zweifel mit der Rassenkreuzung in früheren Jahrhunderten, als Tirol der Wohn- und Durchzugsplatz der verschiedensten deutschen und nichtdeutschen Stämme war, zusammen.

Das weibliche Geschlecht hat seine schönsten Vertreterinnen im tiefern Unterinnthal und in der Kitzbühler und Brixenthaler Gegend, ferner in den blauäugigen und blondgelockten Meranerinnen und in den gazellenfüssigen Jenesierinnen.<sup>14)</sup> Fast griechischen Typus tragen die weiblichen Bewohner des Tesinothales.

Ja, wo bleiben denn die weltbekannten schönen Zillerthalerinnen, wird man fragen. Ich will der Schönheit der Genannten nicht zu nahe treten, möchte dieselbe aber mehr in einer gewissen Üppigkeit der Formen und blühenden Gesichtsfarbe als im Ebenmass der Glieder und in der Feinheit der Gesichtszüge suchen. Das bekannte Renommee erhielten sie dadurch, dass das Zillerthal das erste der tirolischen Thäler war, das der Aussenwelt durch Fremdenbesuch erschlossen wurde; überdies sorgten Zillerthaler Handschuhhändler und die sogenannten Nationalsänger sattsam, den Ruf von der Schönheit der Zillerthalerinnen weit über die Landesgrenzen zu verbreiten. Hingegen zeichnet sich, wie schon bemerkt, der männliche Teil der Bevölkerung des Zillerthals durch grosse Schönheit und Stärke aus. Letztere, die Stärke wie Gelenkigkeit, teilt der Zillerthaler übrigens mit den andern Tirolern. Beispiele hiefür liefert fast jedes Thal. So übersprang der 91jährige Hartberger Bauer Blasius Holaus im Jahre 1882 beim Bäckerwirt in Fügen eine hohe Barriere, und der 60jährige Salzer Tomele von Sand im Taufererthal holte für 1 fl. einen »eingesprengten« Geisbock von der Burgsteinwand (zwischen der Pfarrkirche und dem Dorf), indem er sich über die schmalen, vereinzelter Grasbänke an der Felswand langsam hinaufarbeitete.

Auch an Ausdauer leistet der Tiroler, selbst der hochbetagte, noch Erstaunliches. Steixner von Ried im Oberinnthale marschierte noch trotz seiner 90 Jahre in einem Tag von seinem Heimatort über den Bühler nach Innsbruck und die Trägerin von Hafling trug im 86. Jahre noch rüstig ihren schwerbeladenen Korb von Meran über den steilen Berg nach Hafling, ohne ausser der »Zehnermesse« eine besondere Stärkung zu sich zu nehmen.

Rüstigkeit, gepaart mit Anlage zu hohem Alter, ist, kann man sagen, ein Erbteil aller Tiroler, und das bekannte Sprichwort, dass man in Innsbruck »die Leute totschiessen müsse«, so alt würden sie, gilt nicht nur von dieser Stadt, sondern mit wenigen Ausnahmen von den meisten Thälern Tirols. Besonders bevorzugt scheint in dieser Hinsicht das Burggrafenamt, das Schnalser- und Martellthal, sowie das Ötztal zu sein.

Man sieht aus dem Gesagten, dass der Tiroler hinsichtlich seiner physischen Beschaffenheit jedenfalls glücklich veranlagt ist. Fragen wir um die Gründe, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die hohe Lage und die damit zusammenhängende, Nerven und Lungen stärkende reine Gebirgsluft, die verhältnismässig gute Kost und gewiss nicht zum mindesten der Umstand, dass die Industrie mit ihrer Konsequenz, den Fabriken, in Tirol noch wenig Boden gefasst hat, hiebei einen wesentlichen Einfluss ausgeübt haben.

Trotz dieser günstigen Vorbedingungen würde die Annahme sehr irrig sein, dass der Bauer etwa gesunder wäre als der Städter, oder dass er von Krankheiten und frühen Todesfällen mehr verschont bliebe. Die Statistik lehrt, dass das gerade

Gegenteil der Fall ist. Die Gründe hiefür liegen teils in den vielen drohenden Zufällen und gefährlichen Arbeiten, denen er ausgesetzt ist oder sich aussetzen muss — es sei hier nur einerseits an die Lawinen, Bergstürze und Murbrüche, Überschwemmungen und Brandunglück, anderseits an die winterliche Herabschaffung des Bergholzes und Bergheues, an die Holzarbeit, Absturz bei Abholung »eingestiegenen« Viehes und Ähnliches erinnert —, teils in der unklugen und irrationalen Wohn- und Lebensweise, die er seit Urvaters Zeiten zu führen gewohnt ist. Die rasche Abkühlung bei strenger Arbeit in beträchtlicher Höhe, wo fast immer ein kalter Luftzug streicht, der plötzliche Temperaturwechsel, gegen den durch seine Bekleidung nicht genügend vorgesorgt ist, die Unvorsichtigkeit beim Trinken nach starker Erhitzung — der sogenannte kalte Trunk —, das Liegen auf nasskaltem Grund, kurz, die gänzliche Unbekümmertheit um Gesundheit und diätetische Regeln bereiten Hunderten von Natur aus kräftigen Landessöhnen Siechtum und frühzeitigen Tod. Was soll man sagen, wenn bei ansteckenden Krankheiten wie Typhus, Ruhr, Faulfieber etc. die oft sehr besuchten »Totenwachen« im engen, mit Miasmen erfüllten Sterbezimmer abgehalten werden, oder wenn, wie es gewöhnlich der Fall, der Schwerkranke in der grossen Essstube sein Schmerzenslager hat, weil nur dieser Raum einen Ofen besitzt, und die verpestete Luft durch das Loch, das sich gewöhnlich über dem Ofen an der Zimmerdecke befindet, in die Schlafkammer der Eheleute im ersten Stock hinaufgeleitet wird, wo auch der jüngste »Zügel« seine Wiege hat. Dazu kommt noch, dass die Fenster durchgehends sehr klein sind. Die Zimmer im Winter zu lüften, fällt keinem Bauern ein, »weil's kalt hereingeht«; es wäre auch nicht möglich, denn die Fenster sind im Winter meist vernagelt, und die Vorfenster nicht zum Öffnen. Was sich infolge dieser unsinnigen Gepflogenheit aus dem Dampf durchschwitzter Wäsche und feuchter Lodenjoppen, die das von der schweren Arbeit heimkehrende Dienstvolk am heissen Ofengestänge zum Trocknen aufhängt, ferner aus dem Speisendunst und Qualm schlechten Tabaks für eine Atmosphäre entwickelt und wie erwähnt, in das darüber befindliche Schlafgemach zieht, lässt sich leicht denken. Dazu kommt noch, dass die grossen Stubenöfen meist stark überheizt sind, so dass der Bewohner von der Arbeit draussen oft aus einer Kälte von  $-12$  und mehr Graden plötzlich in eine Zimmertemperatur von  $+20^{\circ}$  kommt, was nur zu häufig die Ursache von sogenannten »hitzigten Krankheiten« ist. Auch der Mangel nötiger Pflege und das unkluge Verhalten der Wöchnerinnen fällt sehr ins Gewicht, wie anderseits die unvernünftige Behandlung der Kinder im frühesten Alter Hunderte dieser Würmchen zu — Engeln macht.<sup>15)</sup> In neuerer Zeit ist übrigens hinsichtlich der Kinderpflege ein Fortschritt zum Bessern zu verzeichnen.

Hier muss nun noch eines weitverbreiteten, die körperliche und geistige Gesundheit und Manneskraft des Tirolers schwer schädigenden Lasters kurz gedacht werden, das, wenn es nicht in Bälde der besseren Einsicht Platz macht, die Entkräftung dieses prächtigen Alpenvolkes zur unausbleiblichen Folge haben muss. Es ist der fast in allen Landesteilen, mit Ausnahme der welschtirolischen, vorzüglich aber im Innthal verbreitete übermässige Branntweingenuss, welche Pest Ende der vierziger Jahre, als die Traubenkrankheit den Wein verteuerte, in Tirol ihren verderblichen Einzug hielt und seitdem trotz Entgegenwirken besonders von Seite der Geistlichkeit in stetem Zunehmen begriffen ist.<sup>16)</sup>

Ich kann dieses Thema natürlich nicht weiter verfolgen, kann auch nicht alle die Ursachen angeben, welche diesem Laster Vorschub leisten, sondern ich will nur eine meines Wissens noch nirgends gewürdigte herausheben, um zu zeigen, wie oft neuentstehende, auf die Verbesserung der materiellen Lage des Bauernstandes abzielende Einrichtungen in anderer Hinsicht ungeahnt schädliche Folgen



haben können. Es ist bekannt, dass seit einem, ja fast zwei Decennien überall im Lande sogenannte Sennereigenossenschaften sich gebildet haben, welche der betreffenden Gemeinde, beziehungsweise den Milchvieh besitzenden Bauern ein nicht unbedeutendes Erträgnis abwerfen. Auch das südlich von Innsbruck liegende Mittelgebirge besitzt solche und ein bauerlicher Bekannter daselbst rühmte mir den Aufschwung derselben. Fast gleichzeitig kamen mir verlässliche Berichte über das rapide Zunehmen der Branntweinpest in dieser Gegend zu. Sollte da wirklich ein ursächlicher Zusammenhang sein? So ist es leider. Der Bauer, dem daran liegt, soviel Milch als möglich in die Sennerei zu tragen, weil sie ihm rasch bares Geld einträgt, giebt den Dienstboten zum sogenannten Neune, wie zur Jause, ja, wo es nur angeht, statt der nährenden Milch den verderblichen Schnaps, welcher Branntwein — wenn man dieses schlechte Gesüffe überhaupt so nennen darf — ihm billiger kommt und von dem Gesinde auch lieber getrunken wird. Die Butter im Hause fällt natürlich auch weg.<sup>17)</sup> Kleine Ursachen — grosse Wirkungen. Von dem ebenfalls ins Gebiet des physischen Charakters gehörigen Kretinismus, der in Tirol gegenüber den andern Alpengegenden auf ein Minimum beschränkt ist, verbietet mir leider der Raum zu sprechen, ich gehe daher zum geistigen und gemüthlichen über.

Der Tiroler ist im Durchschnitt geistig gut begabt, dafür spricht schon die verhältnismässig grosse Anzahl bedeutender Männer, welche das kleine Land auf den verschiedensten Gebieten des Wissens hervorgebracht hat. Am stärksten ist diese Anlage beim Oberinnthaler vorhanden, der an Schärfe des Verstandes alle andern übertrifft. Heller Blick und richtiges Urtheil zeichnet auch den Pusterer, Mitteletschthaler und Vinschger aus, nicht ohne Beigabe klug berechnenden Sinnes. Der Tiroler denkt nicht so rasch als tief; oder richtiger gesagt, mit dem Erfassen einer Sache geht gleichzeitig die Überlegung des betreffenden Falles nach allen Seiten. Die dadurch verursachte scheinbare Langsamkeit des Denkens und der Mangel an Schlagfertigkeit verbunden mit der sonstigen Ungelenkigkeit des Ausdruckes besonders Fremden gegenüber, mag meinen lieben Landsleuten jenen Kosenamen: »dummer Tiroler« eingetragen haben, ein Ausdruck, der schon im achtzehnten Jahrhundert allgemein im Schwange war und dessen verletzender Beigeschmack nur durch das ebenfalls bei den Angrenzern landläufige Sprichwort: »Trau, schau, wem — kein' Tiroler und kein' Böhm« insofern paralysiert wird, als dieser letztgenannte Satz jedenfalls zeigt, dass die beiden Gemeinten nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Wer überhaupt sich die Mühe nimmt, das tirolische Landvolk nicht aus den Büchern zu studieren, sondern dasselbe bei seinem Reden, Disputieren und Beraten untereinander, sei es im Wirtshaus oder bei einem Jahrmarkt, im Waggon III. Klasse, genauer zu beobachten, der wird im Tirolerbauern vom »dummen Tiroler« bald nichts mehr finden, wohl aber einen mit klarem, nicht gewöhnlichem Verstand und Witz, nebst einem Anflug von Spitzfindigkeit und Übervorteilungskunst begabten Menschen. Ein vielleicht manchem der Leser wohlbekannter geistvoller Universitäts-Professor, ein gebürtiger Steirer, der mehrere Jahre in Tirol lebte, that einmal den sehr treffenden Ausspruch: »Wer nicht glauben will, dass der Tiroler scharfen Verstand hat, darf ihn nur bei seinen zwei berühmten Kartenspielen, dem Perlaggen und dem damit verwandten ‚Bieten‘ beobachten.« Wirklich erfordern diese beiden Nationalspiele eine solche Kopfarbeit und Kombinationsgabe, dass man sich fast wundern muss, dass dieselben nicht schon längst als Geistesgymnastik in den Schulen eingeführt sind.

Noch ein Punkt könnte für die geistige Begabung des Tirolers geltend gemacht werden, der sogar den oben berührten Mangel an Schlagfertigkeit und die Ungelenkigkeit des Ausdruckes Lügen zu strafen scheint. Es ist dies der dem

Tiroler durchschnittlich angeborene Humor und Mutterwitz, der bei den verschiedensten Anlässen und unter den verschiedensten Formen zu Tage tritt. Wer Gelegenheit findet, sei es im abendlichen Heimgarten oder beim Fensterln, die wechselseitigen Neckereien der Burschen und Dirnen, wo Rede und Gegenrede blitzschnell fällt, zu belauschen, oder im Wirtshaus dem oft stundenlangen, in der Form des Schnaderhüpfels geführten stichelnden Wettgesang zweier Burschen zuzuhören, wobei der eine stets den Gedanken des Gegners aufgreifen und denselben durch eine neue Wendung weiterführen, oder wie es z. B. beim Brauch des Klöckelns der Fall ist, der untenstehende Klöckler die reimweis gegebenen Rätselfragen des Hauseigentümers am Fenster ebenfalls in witzigen Reimen sofort beantworten muss — der wird sich vom gesunden Mutterwitz und der spöttischen Anlage bald überzeugen. Auch die gnomische Ausdrucksweise, die sich in Grab- und Marterlinschriften, Haussprüchen und vornehmlich im Sprichworte kundgiebt (vgl. meine »Volkstümlichen Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern«. Leipzig 1891), und stark besonders in mehr abgeschiedenen Thälern, z. B. Ahrnthäl, Deffereggeng gehört wird, spricht für diese Seite geistiger Veranlagung.

Diese angeborene Spottsucht der Tiroler verschoönt weder seine Dorfkameraden, von denen gewiss jeder dritte seinen Spitznamen hat, noch die Nachbardörfer, welche man durch Andichtung eines albernen Vorkommnisses und dementsprechenden Übernamens lächerlich zu machen sucht — man denke an die Innsbrucker Karpfen, an die Höttinger Nudelsetzer, an die Wiltener Judenhänger, an die Haller Kübel etc. — noch endlich gewisse Thäler wie Paznaun, Ötztal, Brandenburg, Ulten, welchen die verschiedensten Lalenburgergeschichtchen angehängt werden. Dass hiebei die »Herren«, auf die der Bauer stets mit einem neidischen Mißtrauen blickt, ebenfalls nicht am besten wegkommen, ist leicht begreiflich. So kann man z. B. zur Verhöhnung dieses Standes bei der Fastenkrippe in Zirl den Teufel in Frack und Cylinder erblicken. Das Merkwürdige hiebei ist aber, dass seine Spottsucht mit Vorliebe nicht selten jene Objekte und Gebiete herausgreift, von denen man nicht mit Unrecht annehmen kann, dass sie dem Tiroler das Heiligste wären, nämlich die Religion und deren Hauptvertreter, die Geistlichen. So giebt es beispielshalber eine Verspottung des kirchlichen Ritus, die sog. Duxermesse, das Pinzgauer Wallfahrtslied, ferner ein Heiliggeistlied, resp. eine alte weitverbreitete, von einer kräftigen Weise getragene Travestie desselben.<sup>18) 19)</sup> Am meisten tritt diese Verspottung der Religion und ihrer Diener in den Heimgartengeschichten hervor, wenn ich die im abendlichen Heimgarten oder im Wirtshaus erzählten schnurrigen und derbkomischen Geschichten so nennen darf. Solche sind z. B. vom Hund, der reden gelernt hat, vom Pfarrer, der die Ohren g'macht hat, vom Kapuziner, der Fensterln gegangen ist — alles Geschichten, die man höchstens ganz in camera erzählen dürfte. Kurz in Poesie und Prosa, im längeren Liede, wie im kurzen Schnaderhüpfel und Sprichwort kommt diese humorvolle und spöttische Ader des Tirolers zum Durchbruch. Ja, es wäre mir ein leichtes, einen alpinen Decamerone, ähnlich dem des Boccaccio zusammenzustellen; freilich, ihn drucken zu lassen, wäre wohl nicht so leicht möglich; ich will es aber doch demnächst versuchen.

Die Gemütsanlage ist beim Tiroler weit weniger vertreten als man gewöhnlich annimmt. Man verwechselt meist Gemüt mit einer gewissen Gemütlichkeit, die den meisten Tirolern eigen ist und sich zum Teil in dem eben berührten Humor ausspricht. Gemüt, also jene Eigenschaft, welche Denken und Handeln nicht so sehr nach logischen und praktischen Grundsätzen als nach Einwirkungen und Stimmungen regelt, wie es z. B. beim Kärntner der Fall ist, kommt beim Tiroler fast nur im Unterinntal und Leukenthal, wo der rein bajuwarische Charakter vorherrscht, zum Ausdruck. Dieser Mangel, wenn man es so nennen darf, zeigt

sich auch in seinen Liedern. Während im Kärntnerlied, dessen Charakter lyrisch ist, die ganze uns so anmutende Gemütsinnigkeit dieses Volksstammes in Text und Weise<sup>20)</sup> sich ausspricht, ist im Tirolerlied, sowohl im grössern, wie im kleinern, dem Schnaderhüpfl, der epische oder richtiger gesagt, der episch-lyrische Charakter selbst im Liebeslied vorherrschend. Der Tiroler ist alles mehr als ein Gefühls-mensch, dafür ist er eine viel zu praktisch angelegte Natur. Er sorgt in erster Linie für sich. Deshalb erstreckt sich sein Mitgefühl und sein Wohlthätigkeitssinn meistens nur auf einen kleinen Kreis, höchstens auf seine Gemeinde, zu welcher Beschränkung ihn wohl auch seine durchaus nicht glänzenden Verhältnisse bestimmen.

Wie reimt sich nun, höre ich fragen, mit dieser nicht sehr ausgeprägten Gemütsanlage das beim Tiroler so stark ausgesprochene religiöse Gefühl zusammen, das doch zumeist im Gemüt seine Wurzel hat. Sind denn die vielen schönen Kirchen und zahllosen Bildstöckeln und Kapellen, die den Wanderer überall begrüßen, ferner die vielen frommen Stiftungen, die grosse Anzahl der Wallfahrtskirchen, wie andererseits die religiösen Übungen, welche das Tagwerk begleiten, die vielen Bittgänge und Prozessionen, welche den Festkalender des Jahres schmücken, nicht Beweise für stark entwickelten religiösen Sinn und für tiefgewurzeltes Gottvertrauen? Diese genannten Tugenden mit der praktischen Denkungsart des Tirolers unvereinbar finden, hiesse ebensoviel, als einem nüchternen Verstandesmenschen Religion und Äusserung derselben absprechen zu wollen. Ich werde mich bemühen, den etwas heikeln Gegenstand möglichst objektiv darzustellen.

Der Tiroler — ich habe hier in erster Linie den Landbewohner im Auge — ist vor allem kein Frömmeler. Die Kirchzeit, besonders die Predigt, darf nicht zu lang sein, das weiss jeder Dorfgeistliche und richtet sich auch darnach. Die kirchlichen Übungen macht der Bauer mit, wie sie der Städter mitmacht, der eine mit mehr, der andere mit weniger Andacht; ob er der Musik beim sonntäglichen Gottesdienst ebensoviel Aufmerksamkeit schenkt, wie der Städter, weiss ich nicht, jedenfalls habe ich nie gehört, dass eine kunstbedürftige Dorfbewohnerschaft auf die Vorführung von klassischen Messen, gleichwie in Innsbruck oder anderswo, durch Anschlag an der Brunnensäule besonders aufmerksam gemacht worden wäre. Auch der abendliche Rosenkranz, welcher nach dem Nachtmahl zum Fenster hinausgebetet wird und wobei Jedes seinen festbestimmten Platz hat, ist gewiss mehr Lippengebet und lässt an wirklicher Andacht viel zu wünschen übrig, wie schon aus dem zu einem ganz sinnlosen Silbenknäuel verschlungenen Zerrbild der fünf Vaterunser und fünfzig Avemaria hervorgeht. Aber man denke, dass die Leute den ganzen Tag scharf gearbeitet haben und sich nach Ruhe sehnen. Mit einem Wort, der ländliche Tiroler macht die normalen Andachten und überkommenen religiösen Gepflogenheiten nicht besser aber gewiss auch nicht schlechter mit, als der Städter oder der Bauer in anderen Alpengegenden.

Anders sieht die Sache bei jenen religiösen Übungen aus, die sein leibliches Wohl, den Schutz seines Hauses und Viehstandes und besonders den Nutzen seiner Wiesen und Saatenfelder und die Sicherung derselben gegen Elementarereignisse, Hagel etc. betrifft, also bei Bittgängen und Flurprozessionen, Hagelmessen und ähnlichen Andachten. Diese religiösen Übungen werden vom Tiroler mit wirklicher Hingabe und naivgläubigem Gottvertrauen vollzogen. Deshalb werden auch gewisse altheidnische, aber von der Kirche christianisierte religiöse Bräuche wie das österliche Palmen der Äcker, die Kräuterweihe mit ihrer sichernden Kraft gegen Hochgewitter, das Räuchern in den Zwölften, das Vergraben geweihter Kohlen, was übrigens kein kirchlicher Brauch ist, mit ernster Gewissenhaftigkeit vorgenommen.

Besonderes Gewicht legt der Tirolerbauer auf die Kirch- und Wallfahrten und ist in der Wahl des Gnadenbildes sehr vorsichtig, denn nicht jedes hat die gleiche

Kraft. Man stellt sich nämlich die Bilder ganz persönlich vor und unterscheidet z. B. förmliche Muttergottesinstanzen. Hilft die eine nicht, so wandert man zu einer anderen, die noch »höher« ist, d. h. noch mehr Wunder aufzuweisen hat, was ja aus der Menge der aufgehängten Votivtafeln und Votivgegenstände genau ersichtlich ist. In dieses Kapitel gehört auch die Vorliebe des Tirolers für geweihte Dinge, Scapuliere und Gertrudenbüchlein, Kapuzinerpulver und Ignaziwasser, die er gegen allen möglichen Kobold- und Hexenzauber anwendet; dahin gehört ferner in gewissem Sinne das an manchen Orten übliche Aufnageln von Dreissgenkröten und Drudenfüßen an Stallungen, in gewisser Hinsicht auch das Tätowieren der Arme etc. etc.

Damit sind wir bereits auf das Gebiet des Aberglaubens geraten, dem der Tiroler, wenn auch in viel geringerem Masse als die alpinen Nachbarländer huldigt. Der Glaube an Hexen und Wettermacher ist besonders im Pusterthale noch ziemlich verbreitet, aber auch da in entschiedener Abnahme begriffen. Das sog. Anwünschen einer Krankheit oder eines Unglücks, ferner das »Sichanmelden« Sterbender durch verschiedene Zeichen oder durch die »Habergeis«, das »Geistern« in Dachkammer und Stubenwinkeln, die vielen Arten von »Vorbedeutungen« bei den verschiedensten Anlässen, Trauung, Kindbett etc., dies alles ist im Glauben des Volkes noch ziemlich verbreitet. Diese Vorahnungen oder »Vorweilungen«, die sich zum Teil mit dem »zweiten Gesicht« decken, sind besonders in alemannischen Gebieten Tirols, im Oberinntal und im Lechthal (»Füoweiling«) heimisch. (Vgl. Heyl, Volkssagen, S. 41, Renk, Im obersten Inntal, S. 32).<sup>21)</sup>

Merkwürdig ist der in Tirol fast allgemein verbreitete Fatalismus, also der Glaube an Vorherbestimmung durch eine unbekannte, über allem stehende dunkle Macht, Verhängnis. Er bezieht sich in erster Linie auf die zur bestimmten Zeit eintretende und durch nichts, selbst durch Gott nicht abwendbare Todesstunde. »Es wird halt seine Zeit aus'wesen sein«, kann man oft hören, oder »es hat so sein wollen, kannst nix machen«. Es kann einer vom höchsten Dach oder über die steilste Felswand herabfallen, wenn seine Zeit nicht aus ist, thut ihm der Fall nichts, wie andererseits, wenn seine Zeit aus ist, gegen den Tod kein Doktor und kein Beten hilft. »Der Tod will keine Schuld haben«, sagt der Unterländer, wenn einen ein ganz unerwarteter Fall trifft. Zum Schlusse dieses Abschnittes über den religiösen Charakter des Tirolers will ich noch erwähnen, dass sich in Südtirol, besonders beim weiblichen Geschlechte eine gewisse Neigung zum Mysticismus kundgiebt; es sei hier unter andern an die blutschwitzende Maria von Mörl in Kaltern, an die gleichzeitigen ekstatischen Jungfrauen Dominica Lazzari von Fleims, Crescenza Niklutsch in Tscherns und ähnliche Vorkommnisse erinnert. Die sogenannte »Heilige von Radein« der letzten Jahre, die sich als gewöhnliche Schwindlerin entpuppte, gehört nicht hierher.

Mit Religion pflegt man gewöhnlich Moral und Sittlichkeit in Zusammenhang zu bringen und demnach das fromme Tirol häufig für ein ganz jungfräuliches Land zu halten. Dies wäre ganz unrichtig. Ja, wollte man dies auch behaupten, so würden einen einerseits die Taufregister, andererseits die Gerichtsakten sofort Lügen strafen. Es steht in ersterer Beziehung, wenn man schon, was mir irrig scheint, die Zahl der unehelichen Geburten als Massstab der Sittlichkeit gelten lassen will, Tirol zwar bedeutend besser als die Nachbarländer da, dürfte aber in letzterer Hinsicht, nämlich in Hinsicht auf gewalthätige und widernatürliche Geschlechtsbefriedigung gegenüber den andern sogar schlechter bestellt sein. Natürlich muss man, wie ich schon oben kurz erwähnte, hiebei auch die verschiedenen Thäler unterscheiden. Während in den alemannischen Bezirken, besonders im Oberinntal und Vinschgau auf Zucht und Sitte sehr streng gesehen wird und ein gefallenes Mädchen

in der Gemeinde fast verfehmt ist, nimmt man es im lebenslustigen Unterinntal wie auch im Pusterthale nicht so streng und ein »lediges« Kind gehabt zu haben, gilt daselbst nicht als Schande, besonders wenn, wie es meist der Fall, der Betreffende sein Mädchen später heiratet. In der That erklären sich viele uneheliche Geburten aus dem Umstande, dass die späte Abtretung des heimatlichen Gutes dem Sohn das Heiraten erst spät ermöglicht. Bedenkt man noch, dass die strotzende Kraft dieser Bergbewohner und die reichliche Gelegenheit, welche durch das unbeachtete Zusammensein der beiden Geschlechter auf der Alpe, beim Bergmahd, ja sogar im Hause selbst geboten ist, diesem Naturtrieb leichten Vorschub leistet, so wird man bei Beurteilung des immerhin noch ziemlich hohen Prozentsatzes unehelicher Geburten gewiss einen billigeren Massstab anlegen. Bedenken wir aber, dass gerade in Thälern, in denen der Säbenstrauch wächst, die Zahl unehelicher Geburten sehr gering ist, so werden wir bald stutzig werden und uns zur Erkenntnis durcharbeiten müssen, dass ein geringerer Prozentsatz unehelicher Geburten durchaus nicht als Beweis höherer Volksmoral, sondern unter Umständen sogar als Beleg tiefer stehender Moral angesehen werden muss.

Andererseits stellt es dem öffentlichen Moralbewusstsein des Tirolers ein ehrendes Zeugnis aus, wenn strenge darauf gesehen wird, dass ein Bursch es nur mit einem Mädchen, ein Mädchen nur mit einem Burschen zu thun habe, sowie auch, dass der Betreffende das Mädchen, sobald er kann, heirate. Die Hüter der strengen Sitte sind merkwürdigerweise die Burschen selbst, welche an den meisten Orten die Sittenpolizei sich anmassen. Besonders streng nimmt man es im Oberinntal und Vinschgau. Im ersteren Thale wird der Betreffende, der eine sogenannte verbotene Liebschaft hat, beim nächtlichen Heimgang vom Mädchen von den auf-lauernden Burschen ergriffen, mit Taxen umgürtet und mit einer helltönenden Schelle behängt und so durchs Dorf getrieben. Oft muss er noch zur Strafe mit lauter Stimme sein *pater peccavi* hersagen und ein Vaterunser beten. (Ulten.) In Vinschgau hingegen streuen die Burschen vom Hause des betreffenden Mädchens bis zum Hause des Liebhabers einen anfänglich breiten Streifen von Sägspänen oder Gerberlohe auf, in den sie zur öffentlichen Bekanntmachung des galanten Abenteuers die Namen der zwei Leute hineinzeichnen. Noch ärger ist die Strafe, wenn der Ertappte einem benachbarten Dorfe angehört, mit dem die Burschen in ererbter Feindschaft leben. Dieser wird »g'wasent« oder »heimg'wasent«, d. h. er wird mit ausgehobenen Rasenstücken (Wasen) so lange beworfen, bis er die Grenze seines Ortes erreicht hat. An anderen Orten wird diese rohe Prozedur sogar mit Brettchen oder Holzstücken vorgenommen, das sogenannte »Bretteln«.<sup>22)</sup>

Ähnliche Verhöhnung tritt ein, wenn ein Mädchen »sitzen« gelassen wird. Da wird im Oberinntal eine der Sitzengelassenen möglichst ähnlich bekleidete weibliche Lehmfigur, die bis zur Mitte durch eine sogenannte Reiter (grosses Sieb) gezwängt ist, am Kirchplatz aufgehängt und ein sogenanntes »Bukstabill« (Pasquill) irgendwo angenagelt, das in Spottreimen den Fall besingt. Die Reiter aber soll das Durchgefallensein symbolisch ausdrücken, wie es auch im bekannten Schnaderhüpfl heisst: »Mein Schatz hat mi g'reitert«. In Leermoos erhält das durchgefallene Mädchen eine Geige nebst Fidelbogen ans Haus gemalt mit den entsprechenden Anfangsbuchstaben. Die volksgerichtliche Thätigkeit der Burschen erstreckt sich jedoch nicht bloss auf das geschlechtliche Gebiet, sondern auch auf alles andere, was nach dem Glauben des Volkes Rüge verdient. Wenn z. B. ein Bauer seine Dienstboten schlecht hält oder nicht bezahlt, so kann es ihm passieren, dass die Burschen zum Spott mit einer Schelle im Dorf herumziehen und für den geizigen Bauern Geld einsammeln, damit er seine Dienstboten zahlen könne. Am meisten berüchtigt sind in dieser Beziehung die sogenannten Ultener »Nachtbuben« oder

»Nachtraupen«, welche oft geradezu zum Schrecken der friedlichen Bewohner werden. So stiegen diese einmal zur Winterszeit einem Bauern, ich weiss nicht mehr aus welchem Grunde, durchs Dach ins Haus, zerrten ihn aus dem Bette und liessen ihn im Hemd im Schnee bis zum Morgengrauen gebunden liegen. Ähnliche Vorkommnisse herrschten im Martellthale. Sie müssen gleich den obenerwähnten sittenpolizeilichen Vorgängen als die verkümmerten und ins Rohe verzerrten Reste einer einstmals ernsten und auf moralischer Grundlage entstandenen Volksgerichtsbarkeit, wie sie uns noch im Haberfeldtreiben abgeschwächt entgegentritt, angesehen werden.

Nachdem wir nun den sittlichen Charakter des Tirolers gewürdigt und die Anschauungen darüber auf das richtige, der Wahrheit entsprechende Mass zurückgeführt haben, erübrigt noch, von einigen anderen gemeinsamen Vorzügen und Fehlern zu sprechen.

Vor allem verdient die durchschnittlich grosse Offenheit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit des Tirolers, sowie sein stark entwickeltes Rechtsbewusstsein hervorgehoben zu werden. Die Häuser auf dem Lande sind noch gegenwärtig, sofern sie nicht an der Landstrasse oder an besuchteren Wegen liegen, häufig unversperrt, obwohl die Bewohner entfernt auf dem Felde arbeiten. Geldangelegenheiten und Verträge werden meist durch blossen Handschlag bei einer Flasche Wein, die in diesem Falle nie fehlen darf, abgemacht. Im Zillerthale genügte noch vor einigen Jahren das bloss vor einem Zeugen abgegebene Wort. Glaubt der Tiroler im Rechte zu sein, so ist es schwer, ihn davon abzubringen, ja, mancher aus Rechtshaberei entstandene Prozess hat einen Bauern schon um Hab und Gut gebracht.

Arbeitslust und Erwerbstrieb sind beim Tiroler nicht überall in dem Masse entwickelt, wie es wünschenswert wäre und der Spruch: »Wenn der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuss« hat in gewissem Sinne Berechtigung. Er arbeitet in der Regel nur so viel, als er zum Lebensunterhalt und zum Steuerzahlen braucht und lässt im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein. Die Ertragsfähigkeit seiner Äcker und Wiesen, etwa durch fleissigeres Bebauen der Gehänge, oder seines Weingutes zu steigern, ist er im seltensten Falle bedacht. Es hängt dies einerseits mit dem Konservatismus zusammen, dem der Tiroler, wie überhaupt der Bauer huldigt, anderseits mit dem Misstrauen, das er im allgemeinen Neuerungen, mögen dieselben noch so erspriesslich und fruchtbringend sein, entgegenbringt. Im übrigen ist der Tiroler sparsam, ja knickerisch und dreht den Kreuzer zweimal um, ehe er ihn ausgiebt. Dasselbe gilt von der Mässigkeit im Essen und Trinken. Freilich muss man auch da bei den Bewohnern der verschiedenen Thäler unterscheiden. Man kann von Nordtirol sagen, man isst gut bis zur Grenze, wo der Erdäpfelbau beginnt und von Südtirol, die Kost wird schlechter, wo der Plentenbau anfängt. In den übrigen gesegneten Thälern ist, abgesehen von den Welschtirolern, entweder, wie im Unterinnthal fette Milchkost, oder wie im mittleren Etschland neben dem Plenten nahrhafte Fleischkost. Am meisten leistet im Essen und Trinken der Burggräfler. Von der Branntweinpest war schon oben bei Behandlung der Gesundheitspflege die Rede.

Sind nun die aufgezählten guten und schlimmen Charakterseiten je nach den Thälern und Stämmen in verschiedenem Ausmasse verteilt, so giebt es doch zwei Vorzüge, welche allen Tirolern in gleicher Weise gemeinsam sind, nämlich die Liebe zur Heimat und zum österreichischen Vaterlande.

Der Tiroler liebt sein Land wie sich selber und seine am Abhang klebende Hütte, die er immer wieder an denselben Fleck hinbaut, wenn sie ihm auch die Mur oder die Lawine dreimal fortgetragen hat. Treibt auch Suche nach Arbeit und Verdienst Tausende von Landeskindern in die Fremde, sie kehren doch wieder in ihren alten Tagen zur Heimat zurück.

Damit hängt auch die unerschütterliche Treue des Tirolers für Kaiser und Reich zusammen, welche Anhänglichkeit er in guten und schlimmen Tagen bewährt hat. Macht sich auch oft am Wirtshaustisch sein Unmut über schlechte Verhältnisse und Steuerlast in derber Weise Luft, so dass ein Nichteinheimischer meinen möchte, er habe einen halben Revolutionär vor sich — wenn der Kaiser ruft, so eilt der Tiroler um seinen Stutzen und giebt seinen letzten Tropfen Herblut her.

Will man daher ein zusammenfassendes Urteil über die Bewohner des Landes abgeben, so muss man bekennen: Der Tiroler ist im Durchschnitt ein gut angelegter Charakter, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und den jeder lieb gewinnen wird, der in der rauhen Schale den guten Kern zu finden weiss.

### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Brandis in seinem Ehrenkränzlein leitet deshalb den Namen Tirol von »Thür Allen« ab.

<sup>2)</sup> Zillerthal, Brixenthal, Brandenburg und Achenal machen davon eine Ausnahme.

<sup>3)</sup> Damit soll natürlich nur die Signatur im grossen und ganzen gegeben sein: Einzelne stattliche Gehöfte, sowie ansehnlichere Ortschaften, z. B. Telfs, Silz, Nassereit, Imst, Landeck, Fliess, Ried, Pfunds und Fliersch, trifft man auch im Oberinntal.

<sup>4)</sup> Die Frage, ob der Hauptstock der Oberinntaler dem alemannischen oder dem bayerischen Stamme angehöre, ist noch nicht allgemein gültig erledigt. Ich selbst hielt die »Oberländer«, wenigstens im unteren Teile von Zirl bis Landeck, lange Zeit für Bayern, wenn auch durchsetzt mit alemannischen Elementen. Erst in neuerer Zeit, als ich dem Gegenstande näher trat, bestimmten mich Gründe, die Oberinntaler, und zwar schon von Zirl an, für Alemannen und romanisierte Veneter anzusehen. Sprachlich wird man sie wohl nach der trefflichen, auf streng-wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Arbeit von Dr. Josef Schatz: Die Mundart von Imst (Strassburg. Trübner, 1897) den Bayern zuweisen müssen, trotz zahlreichen alemannischen Elementen in Wortschatz, Konsonantismus, Accent etc. Was mich für die alemannische Abstammung der Oberinntaler stimmte, waren vorzüglich Gründe anderer Art, der körperliche und geistige Typus der Bevölkerung, vom Bayerischen abweichende Sagengestalten und mythologische Namen, Sitten und Bräuche, Rechtsverhältnisse, Alpenwirtschaft etc., kurz die Momente, die ich in der Anmerkung zur ersten Seite als massgebend für die Erforschung der Stammeszugehörigkeit geltend machte. Wenn übrigens die geschichtliche Überlieferung richtig ist, dass die Alemannen Ende des 5. Jahrhunderts von Theodorich Wohnsitze in Rätien angewiesen erhielten und nach dem Zusammenbruch des Ostgotenreiches, also um die Mitte des 6. Jahrhunderts das Lechthal, Vorarlberg und im Wege über den Arlberg und Fernpass auch das Oberinntal besetzten (vgl. Egger, Die Tiroler und Vorarlberger. Wien 1882, S. 39), dann dürften die erst später in Tirol eindringenden Bayern das Oberinntal von den Alemannen bereits besetzt gefunden haben, weshalb sie wohl auch den Weitermarsch südwärts über den Brenner und ins Pusterthal nahmen. Es wäre auch schwer einzusehen, wie die früher eingedrungenen Alemannen gerade die fruchtbarsten Gebiete am rechten Innufer: Inzingen, Hattingen, Pollingen, Flaurlingen, Miemingen etc. unbesetzt gelassen, beziehungsweise den später kommenden Bayern reserviert haben sollten. Das nach Schatz vorwiegend bayerische Idiom des Oberinntalers liesse sich dann so erklären, dass das Alemannische, nachdem es vom schwäbisch-alemannischen Mutterlande abgeschnitten war und der Zuzug von letzterem sich abschwächte, während über Scharnitz und besonders vom Unterinntale bayerisches Sprachelement stetig zufloss, von letzterem im Verlaufe der Jahrhunderte bis auf die vorhandenen Reste aufgesogen wurde. Grossen Einfluss auf diesen sprachlichen Umgestaltungsprozess übte sicherlich auch der kirchliche und staatliche Verband. Wie wichtig dieser Moment ist, zeigt das Beispiel von den Lechrainern, die dem Stamme nach Bajuwaren sind und gewiss auch vor Zeiten bayrisch sprachen, jetzt aber den schwäbischen Dialekt aufweisen. (Vgl. Baumann in den »Forschungen z. dt. Gesch.« 16. Bd. S. 273. Anmerkung.) Bei den Oberinntalern wäre der umgekehrte Fall.

<sup>5)</sup> Der Hauptmarkt für die Schwabenlandkinder ist Ravensburg in Württemberg. Übrigens existiert schon seit geraumer Zeit ein sogen. Hüt Kinder-Verein, der ein aufmerksames Auge auf diese jungen Auswanderer hat und besonders für die unbehelligte Hin- und Zurückreise derselben äusserst verdienstvoll wirkt. Den, der sich für diese »Schwabenkinder« interessiert, erlaube ich mir auf meine »Tiroler Volkstypen«; Beiträge zur Gesch. d. Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien. Gerold. 1877, S. 100 ff., zu verweisen.

<sup>6)</sup> Es sei hier nur beispielshalber an die sehr anstrengende und äusserst gefährliche Arbeit auf den steilen Bergmähdern, namentlich, wenn während der Heuzeit schlechtes Wetter eintritt, an die winterliche Herabschaffung des Bergheues u. a. erinnert.



7) Möglich auch, dass, worauf mich Hofrat Chr. Schneller aufmerksam macht, die Nähe der benachbarten Schweiz, mit der die Oberinntaler schon zur Zeit Friedrichs mit der leeren Tasche und Maximilians in nähere Berührung kamen, den Hang zum »Saltregieren« gefördert hat.

8) Auf der Westseite, einschliesslich Stubai, mehr alemannisch, auf der Ostseite mehr bajuwarisch, doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch das Navis- und Schmirnthal noch alemannische Bevölkerung haben. Prof. Dr. Fr. Stolz möchte lieber »die Verschiedenheit der Bevölkerung des Wipphthals und der übrigen hier namhaft gemachten Gebiete von dem grösseren Prozentsatz an romanisierten Ureinwohnern herrührend« annehmen. (Schriftl. Mitteilung.)

9) Daneben kommen allerdings, besonders in der Umgebung von Bruneck, Bevölkerungssteile von reinbajuwarischem Typus vor, womit auch die echtbayerischen Namen stimmen.

10) Der Romanismus, richtiger die romanisierte Urbevölkerung, war hier beim Eindringen des germanischen Stammes wohl auch im Hauptthale noch sehr stark vertreten.

11) Von hochachtbarer Seite werde ich aufmerksam gemacht, dass das Mieder doch vielleicht auf eine spätere Zeit der Einführung dieser sonderbaren Tracht schliessen liesse. Ich ging der Sache vorderhand nicht weiter nach — glaube mich aber zu erinnern, im Jahre 1865 im Arsenal von Venedig flachconvexe Bleiplatten gesehen zu haben, wie sie vor Zeiten — der Cicerone sagte im Mittelalter — jungen Mädchen in den Entwicklungsjahren auf die Brüste gelegt wurden, um diese so niedrig als möglich zu gestalten. Bemerken will ich nur noch, dass im Ahrnthale nur das Mieder eine schmale Fischbeinschiene am Rande eingezogen trägt, damit dasselbe nicht so »hotterig« liege, wie bei den Duxerinnen jenseits des Joches. Möglich wäre auch immerhin, dass überhaupt die Büste der Pusterthalerinnen flacher angelegt ist.

12) Bemerken muss ich hier gleich, dass nicht nur in Sprache, sondern auch im Typus eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Burggräflern, unter denen ich in erster Linie die Bewohner der Umgebung von Meran verstehe, und dem Pusterthaler besteht. So hat beispielshalber auch der Pusterthaler das für den Meraner charakteristische helle e (ässen = essen, gäben = geben, gewässen [gewäden] = gewesen, während der Bajuware össen, göben und g'wösen sagt). Auch sind beim Pusterer gleichwie beim Burggräfler die unteren Extremitäten im Verhältnis zum Oberkörper zu wenig entwickelt. — Die Ultner möchte ich ganz entschieden den Langobarden zuweisen.

13) Schneller möchte nicht ungern im vinschgauischen Schlanders ein Solandres erkennen, was zu den Solandri, wie die Sulzberger italienisch heissen, allerdings gut stimmen würde.

14) Im Pusterthal gilt der Satz: die schönsten Männer in Prägratten, die schönsten Weiber in Virgen; letztere verblühen indes sehr rasch, was auch bei den Zillerthalerinnen und Duxerinnen der Fall ist.

15) Man muss sich geradezu wundern und kann es nur der ererbten guten Anlage zuschreiben, wenn trotz unvernünftiger Ernährung und Pflege der Kinder die Sterblichkeitsziffer derselben die kleinste in ganz Österreich ist. (Statist. Mitteilung des Hrn. Hofrates L. Pfandler.)

16) Erst in neuester Zeit scheint man auch von Seite des Staates und besonders der Volksvertretung energische Schritte zu thun, um diesem das Volkswohl im höchsten Grade gefährdenden Laster Einhalt zu thun.

17) Über dieses Thema schreibt ein echter Tiroler Bauer von altem Schrot in der Nähe von Innsbruck wörtlich: »... Konsumsennerei trägt schon mehr Bargeld ein, als die Verwendung der Milch in anderer Weise, aber die wenigsten bringen das Mehr-Geld in die Wirtschaft, sondern lassen es darauf gehen durch Gesüff. Das Schlimmste ist, dass Kunstbutter dafür gekauft oder Schweinfett etc. verwendet wird und anstatt der Milch etc. Schnaps zum Untermahl gegeben wird.«

18) Vgl. Carl von Lutterotti's Gedichte in Tiroler Dialekten. 3. Aufl., bearb. von L. v. H. Innsbruck. Wagner, 1896, S. 40 u. 46.

19) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass manche dieser Lieder auf die Reformationszeit zurückgehen, wie andere z. B. das Lutherlied der darauffolgenden Periode ihre Entstehung verdanken.

20) Die »Weise« der meisten Kärntnerlieder ist grösstenteils slovenischen Ursprungs; daher auch der schwermütige Character und der langgezogene Vortrag derselben.

21) Zweifellos hängt diese Neigung zum »Sinneln« oder »Sinnieren«, d. h. zum Nachgrübeln über unerklärliche Dinge mit der ernsten Bergnatur zusammen, die den Tiroler umgiebt. Was das sog. »Sichanmelden« Sterbender betrifft, so ist es allerdings fraglich, ob diese »Wirkung in die Ferne« im Zeitalter der »drahtlosen Telegraphie« in das Gebiet des Aberglaubens zu verweisen ist.

22) Im Lechthal war, wie mir Hr. Hofrat Christ. Schneller mitteilt, es früher üblich, dass ein »fremder« Liebhaber, den man auf einem solchen Gang ertappte, von den Dorfburschen vor einen »Gratten« (zweiräderigen Karren) gespannt wurde. So musste er die aufhockenden Sittenrichter unter ohrenbetäubendem Hü und Ho, wozu es Ruten- und Peitschenhiebe regnete, durch das ganze Dorf bis zur Gemeindegrenze schleppen. Ähnlich wird im Pusterthale das »Mädchen für Alle« aus ihrem Hause geholt, auf einen Karren geladen und, nachdem ihr ein Pechpflaster auf das Kopfhaar gedrückt worden ist, so durch das Dorf geführt.